Band 871 ● 2.20 DM

BASTEI

Neuer Roman

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark



Der silberne Tod

Band 871 ● 2.20 DM

Schweiz Fr 2.20 / Österreich S 18

Frankreich F 10.00 / Italien L 2800 / Niederlande f 2.90 / Spanien P 275



Der silberne Tod

John Sinclair Nr. 871

Teil 1/2

von Jason Dark

erschienen am 14.03.1995

Titelbild von Mónica Pasamón

Sinclair Crew

Der silberne Tod

Beim Klang der Abendglocken überkam Roger Crisson das Gefühl, seine Grabmusik zu hören.

Schon beim ersten Anschlag der Glocke fiel ihm der Löffel aus der Hand und in die Suppe. Heiße Brühe spritzte in die Höhe und traf sein Gesicht. Er nahm es kaum zur Kenntnis. Zitternd saß er auf dem Stuhl und schüttelte den Kopf.

Es hatte ihn überfallen wie ein Blitz aus heiterem Himmel, und Crisson empfand jeden Glockenschlag als eine schreckliche Pein. Sein bärtiges Gesicht verzog sich, er hob die Arme an, stemmte die Ellenbogen auf die Tischplatte und hielt sich die Ohren zu. Vergeblich. Der Glockenklang war noch immer zu hören. Er schien ihm zu drohen, schien ihm seine Verfehlungen vorzuhalten, über die er Bescheid wußte, die er allerdings verdrängt hatte - bis jetzt.

Rache - Abrechnung - kein Vergessen!

Die Glocken teilten es ihm mit. Sie folterten ihn auf ihre Weise. Sie waren grausam und unerbittlich.

Jeder Schlag wühlte ihn auf, brachte in seinem Kopf einiges durcheinander und sorgte dafür, daß sein schlechtes Gewissen nicht zur Ruhe kam.

»Hört auf!« keuchte er. »Hört doch endlich auf…«

Sie hörten nicht auf. Die Elektronik bestimmte, wann die Glocken verstummten, und jede Sekunde, die verging, kam ihm doppelt so lang vor wie sonst.

Crisson litt entsetzlich.

Er stand unter einem irrsinnigen Druck. Die Pein drückte nicht nur seinen Geist tiefer, sondern auch seinen Körper. Mit dem Arm schob er noch den Suppenteller zur Seite und schlug dann mit dem Kopf auf.

Die Hände lösten sich von den Ohren. Rechts und links des Kopfes blieben sie liegen, die Hände zitterten, und mit den Fingernägeln kratzte er über die Tischplatte hinweg.

Er atmete nicht, er heulte auf. Tränen waren ihm aus den Augen gelaufen und hatten sein Gesicht genäßt. Seine Füße scharrten über den Boden, und der kalte Schweiß rann ihm wie Bachwasser über das Gesicht.

Die Glocken läuteten noch immer.

Sie kannten keine Gnade, sie hielten die Zeit bis zur letzten Sekunde ein. Sie läuteten den Tag aus und erinnerten die Menschen noch einmal daran, daß es Dinge gab, die wichtiger waren als Arbeit oder die Gier nach dem Geld.

Seelenheil sollte ihnen das Geläut bringen, aber bei Crisson erreichten sie das Gegenteil: Er wußte, daß er als Geistlicher versagt hatte, die Sünden der Vergangenheit ließen sich nicht abschütteln, der Glockenklang war unerbittlich, und er hüllte den verzweifelten Mann ein wie eine gewaltige Wolke.

Irgendwann wurden die Glocken leiser, als hätten sie sich in den Kirchturm zurückgezogen. Zuletzt wehten sie nur mehr als schwache Botschaft über das Land und den kleinen Ort hinweg, um schließlich ganz zu verstummen.

Stille trat ein.

Für Crisson dauerte es eine Weile, bis er diese Stille überhaupt registriert hatte. Mühsam hob er seinen Oberkörper an. Die Suppe war längst kalt geworden. Er hätte sie auch jetzt nicht mehr essen können, weil er zu aufgeregt war. Er spürte in sich eine Peitsche, die seine Nerven mit brutalen Schlägen bearbeitete, und als er sich in seiner Küche umsah, da wirkte sein Gesicht wie das eines gehetzten Menschen, der in eine Falle gelockt worden war.

Er lehnte sich an.

Sein Körper schwankte. Oder schwankte das Zimmer? Er wußte es

nicht, alles war so furchtbar grausam. Hier hatte ein Stück Vergangenheit sein Leben erreicht und ihn völlig aus der Fassung gebracht. Aber warum? Warum so plötzlich? Warum war ihm das ausgerechnet während des normalen Abendläutens in den Sinn gekommen?

Crisson kannte die Antwort nicht. Er wußte aber, daß es eine geben mußte, daß die sogar tief in ihm steckte, ohne daß er es schaffte, sie hervorzuholen.

Er mußte etwas tun, doch er wußte noch nicht, was er unternehmen sollte. Er dachte daran, daß sein Leben normal weitergehen konnte. Er würde sich duschen, dann hinlegen und schlafen. Am anderen Morgen mußte er früh auf den Beinen sein, um die erste Messe lesen zu können.

So würde es sein, so war es immer gewesen.

An diesem Abend aber glaubte Crisson nicht mehr daran. Alles hatte sich verändert. Nicht außen, sondern bei ihm. Der Glockenklang war nur eine Vorwarnung gewesen, und plötzlich sagte ihm sogar sein Verstand und nicht die Psyche, daß er den nächsten Morgen nicht mehr erleben würde.

Diese Ahnung schüttelte Crisson so stark durch, daß er nicht in der Lage war, sich zu erheben. Er zitterte noch stärker, seine Zähne schlugen aufeinander. Kälte und Hitze wanderten wie Eis und Feuer durch seinen Körper und hatten bei ihm die Kontrolle übernommen.

Er wußte selbst, daß er nicht ewig an diesem Tisch sitzen konnte. Außerdem behagte ihm die Luft zwischen den vier Zimmerwänden nicht mehr. Sie war so anders geworden, sie roch nach Schweiß und nach der Suppe.

Roger stand auf.

Es klappte, denn ein Ruck hatte genügt. Vor dem Tisch blieb er stehen, die Hände auf die Platte gestützt, den Kopf nach unten gedrückt, so starrte er gegen die kalte Oberfläche der Suppe, ohne sie eigentlich richtig zu sehen.

Mit schweren Schritten passierte er den alten zweiflammigen Ofen und öffnete das Fenster.

Die abendliche Luft schlug ihm als Schwall entgegen. Er riß den Mund auf, um sie zu trinken.

Plötzlich hatte er das Gefühl, wieder neu geboren zu werden. Es lag nur an der Luft, und immer wieder atmete er tief durch.

Dabei hielt er die Augen geschlossen. Die Kirche wollte er jetzt nicht sehen, obwohl sie zu seinem Leben gehörte und sich alles um sie drehte.

Schließlich überwand er sich, die Augen zu öffnen. Er schaute zum Himmel hoch, der aussah, als wäre er schraffiert worden.

Da mischten sich mehrere dunkle Farbtöne miteinander. Das Grau

deutete das Ende der Nacht an.

Ein dunkles Violett wies auf das letzte Aufbäumen der Sonne hin, das sich noch einmal über den Himmel geschoben hatte und in das Grau eingedrungen war. Keine Farbe ließ sich mehr von der anderen trennen, aber diese Schattierungen erzählten vom ewigen Kampf zwischen Tag und Nacht.

Alles fließt, alles ist in Bewegung. Der Mensch, die Natur, das Leben, die Zeit.

Gedankenfetzen strömten durch Roger Crissons Gehirn. Er wußte sie selbst nicht einzuordnen, sie liefen quer, sie kamen von vorn, sie drückten von rückwärts, das Durcheinander in seinem Kopf war perfekt, und es war ihm unmöglich, einen klaren Gedanken zu fassen.

Erst allmählich gelang es ihm, sich wieder auf sein Ziel zu konzentrieren, die Kirche eben.

Düster - schrecklich düster kam sie ihm vor. Aber das war normal zu dieser Tageszeit, es war immer so gewesen, all die Jahre über, doch an diesem Abend erschreckte ihn der Bau, der als Kirchenschiff so klumpig aussah und im Gegensatz dazu von einem sehr schlanken Turm überragt wurde. Crissons Ansicht nach, stimmten die Proportionen nicht, aber wer fragte schon ihn? Er kam sich manchmal vor wie das letzte Glied in der Kette. Ein französischer Priester verdiente sehr wenig, war es da ein Wunder, daß er hin und wieder seinen schmalen Geldbeutel aufgebessert hatte?

Nur nicht daran denken. Sich auf keinen Fall mit diesen Gedanken abgeben, dann kehrte alles wieder zurück, und das wollte er auf keinen Fall. Statt dessen konzentrierte er sich auf die obere Hälfte des Turms, wo sich auch das Geläut befand.

Er sah die Glocken nicht, dazu war es zu dunkel, und auch in den schmalen Öffnungen des Turms lauerten bereits die Schatten. Ein Blick jedoch reichte ihm aus, um den Turm zu hassen.

Heiße Haßgefühle strömten in ihm hoch. Er mußte sich vom Fenster zurückziehen. Er wollte diesen Einblick nicht mehr länger ertragen. Wie betrunken taumelte er durch die Küche auf die Tür zu, die in den kleinen Flur hineinführte, an dessen Ende sein Arbeitszimmer lag. Ein dunkler Raum tat sich vor ihm auf, angefüllt mit den Schatten der Dämmerung, die sich durch die beiden Fenster gedrückt hatten. Er liebte seinen hohen Ledersessel und stützte sich an dessen Lehne ab.

Schwer atmend blieb er stehen, den Blick auf den braunen Tisch vor dem Sessel gerichtet.

Alles hatte sich verändert. Die Glockenschläge hatten die Vergangenheit zurückgeholt, aber er wollte sich damit nicht mehr abgeben. Er hatte seinen Glauben verraten, ja, einmal, es hatte ihm damals etwas gebracht, aber jetzt brauchte er… brauchte er…

Der Schrank interessierte ihn.

Bücher hatten sich dicht gedrängt hinter der Glasscheibe versammelt, die aber interessierten ihn nicht. Es gab andere Dinge, die wichtiger waren. Mit zitternden Fingern schloß er die rechte der beiden in Glas gefaßten Schranktüren auf, griff hinein und zerrte die Bücher mit einer spielerischen Leichtigkeit zur Seite, denn es waren an dieser Stelle nur Theaterattrappen.

Dahinter standen die Flaschen.

Cognac, Whisky, auch einige Magenbitter. Er griff zu einer Flasche Remy Martin, entkorkte sie und verzichtete auf einen Schwenker. Er trank das edle Gesöff direkt aus der Flasche und freute sich über den heißen Strom, der durch seine Kehle hinab bis in den Magen glitt und dort für Ordnung sorgte.

Es tat ihm gut. Es machte ihn heiter, der Alkohol ließ ihn nach dem zweiten Schluck seine Sorgen vergessen, und mit der Flasche in der Hand wanderte er auf seinen Lieblingssessel zu, um sich schwer auf den Ledersitz fallen zu lassen.

Es war ein guter, für Crisson sogar ein perfekter Platz, an dem er sich stets wohl gefühlt hatte.

Noch einen Schluck aus der Flasche.

Wunderbar, das tat gut. Dann den nächsten.

Auch der war noch ein Genuß. Vielleicht war er es gewesen, der Crissons Blut verändert hatte, denn es kam ihm vor, als wäre es viel dickflüssiger geworden.

Müde sein, schlafen können.

Seine Augen wollten nicht mehr offen bleiben. Die Schwere lastete auf ihm. Es glich schon einem Wunder, daß er es noch schaffte, die offene Flasche neben sich auf den Boden zu stellen, dann kippte er zur anderen Seite hin weg, und noch in der Bewegung fielen ihm die Augen zu. Roger Crisson schlief ein.

Ruhe, endlich Ruhe. Keine Glockenklänge mehr, keine schlimmen Gedanken, die sich mit den Verfehlungen der Vergangenheit beschäftigten. Sich einfach nur dem Schlaf hingeben, mit sich selbst allein sein, sich um nichts mehr kümmern zu müssen, zumindest nicht in den folgenden Stunden.

Diese Gedanken waren es, die den Pfarrer in den tiefen Schlaf begleiteten.

Einfach ins Loch fallen, ins Loch…

Der Körper des Mannes nickte noch einige Male. Reflexe seiner Muskeln. Dann waren nur seine tiefen Atemzüge zu hören, die als Schnaufen die Stille durchdrangen.

Und doch wurde er wach. Er ruckte in die Höhe, dabei drang ein leiser Schrei aus seinem Mund.

Roger Crisson bewegte den Kopf, die Hände tasteten zu beiden Seiten des Körpers, bis sie einen Halt an den Lehnen des Sessels gefunden

hatten. Er spürte das Leder unter der Haut. Seine Finger drückten hinein.

Wo bin ich?

Die Frage schoß ihm nur kurz durch den Kopf. Er sah, daß er im Sessel seines Arbeitszimmers saß.

Crisson stöhnte leise und strich mit der rechten Hand durch sein Gesicht. Wie weicher Lack lag der kalte Schweiß auf seinem Gesicht. Sein Mund bewegte sich, die Lippen waren ebenso trocken wie sein Hals. Er mußte sich räuspern, um überhaupt einen Ton hervorzubringen. Dann stöhnte er wieder auf, schüttelte den Kopf, weil er eine gewisse Benommenheit vertreiben wollte.

Er blickte sich um.

Es war dunkel im Zimmer. Draußen lauerte die Finsternis. Seine Uhr hatte Leuchtziffern. Er sah, daß Mitternacht schon vorbei war. Ein neuer Tag war angebrochen, gerade acht Minuten alt, und Crisson fragte sich, was er bringen würde.

Die Frage an die Zukunft erinnerte ihn gleichzeitig wieder an die Vergangenheit. Urplötzlich mußte er sich wieder mit dem letzten Abend auseinandersetzen. Klar und deutlich erschienen die Bilder. Er sah sich am Fenster stehen, die Angst kehrte zurück, und er hörte auch den Widerhall der Glockenschläge, die etwas ankündigten, das für ihn sehr gefährlich werden konnte.

Plötzlich zitterte er.

Hilfe hatte ihm die kurze Schlafphase nicht gegeben. Zudem machte ihm der Alkohol zu schaffen.

Crisson fühlte sich matt, und in seinem Mund lag ein Geschmack, den er nicht beschreiben konnte.

So mußte Asche schmecken.

Die Nacht hatte auch vor seinem Arbeitszimmer nicht haltgemacht. Sie war hineingekrochen, hatte sich ausgebreitet, und obwohl nichts passiert war, klopfte Crissons Herz stärker.

Wieder stieg die Angst in ihm hoch. Ihn überkam beinahe schon das gleiche Gefühl wie beim Klang der Kirchenglocken, und wieder dachte er an seine Vergangenheit.

Er verfluchte sich dafür, aber er konnte es nicht ändern. Die Gedanken waren da, sie blieben es auch. Die Psyche hatte in diesen Augenblicken seine Ratio besiegt. Gespenster turnten durch seinen Kopf, und die Leere des Hauses wurde ihm überdeutlich bewußt.

Roger Crisson erhob sich. Nicht normal. Viel langsamer als sonst, auch zitternder. Er wußte, daß er einen unsteten Blick hatte, konnte daran aber nichts ändern. Es rollte auf ihn zu, das stand für ihn fest. Die Welt um ihn herum hatte sich äußerlich nicht verändert, wohl aber in seinem Innern.

Seine Schritte waren müde und torkelig, als er zum Fenster ging und

nach draußen schaute.
Der Ort lag in tiefer Stille. Hier gingen die Menschen früh zu Bett und standen auch früh auf. Randale gab es nicht in der Nacht. Wenn übermütige Jugendliche mal auf den Putz hauten, taten sie es tagsüber und immer noch in Maßen. Es gab also keinen Grund, sich zu fürchten. Aber warum fürchtete er sich dann?
Die Angst bezog sich nur auf ihn allein. Er fühlte sich als Magnet, der sie anzog. Auf ihn kam sie zu. Er breitete unfreiwillig die Arme aus. Er würde sie umarmen, obwohl er es gar nicht wollte. Sie hatte sich einzig und allein auf ihn konzentriert, und sie kam ihm nicht einmal gestaltlos vor. Roger Crisson glaubte daran, daß er nicht mehr allein in seinem Haus war.
Er ging zur Tür, zerrte sie heftig auf, trat aber nicht über die Schwelle in den Flur hinein, er blieb stehen und nahm sich die Zeit, in die Dunkelheit zu lauschen.
Da war nichts.
Keine Tritte. Niemand, der durch das Haus schlich, um an ihn heranzukommen.
Stille…
Er hatte den Beweis und konnte ihn trotzdem nicht akzeptieren. Die Stille war nicht normal, jemand hatte es auf ihn abgesehen, davon ging er aus. Es gab Menschen, die… die… oder waren es keine Menschen? Waren es Flüche?
Über seinen Rücken rann der Schauer wie ein Eisstrom. Roger Crisson wußte selbst nicht, was ihn dazu trieb, in den Flur hineinzugehen und sein Schlafzimmer anzusteuern. Er hatte möglicherweise den Kick bekommen, um die anderen Dinge auszuschalten. Es war zudem verrückt, sich etwas einzubilden, das mußte er sich immer wieder vor Augen halten.
Trotzdem öffnete er die Tür des Schlafzimmers vorsichtiger als im Normalfall.
Ein Blick in den Raum - nichts, was ihn hätte aus der Fassung bringen können.
Er war beruhigt. Zumindest fürs erste. Noch einmal tief einatmen, dann eintreten.
Er bewegte sich auf leisen Sohlen. Das Bett zeichnete sich als Umriß ab. Er sah den hohen Schrank, dessen obere Kante beinahe die Decke erreichte, da waren der kleine Tisch und das Fenster mit den langen Stores, die er nicht zugezogen hatte.
Crisson holte es schnell nach. Obwohl er sich der Außenwelt gegenüber abschnitt, fühlte er sich wohler. Er hatte so eine intimere Atmosphäre geschaffen. Die brauchte er, um seinen Schlaf fortzusetzen.
Crisson zog sich nicht aus. Urplötzlich weigerte sich sein Inneres, die

Kleidung abzulegen. Er war sowieso nicht wie ein Pfarrer gekleidet, er hatte sich für die Freizeit umgezogen, trug graue Jeans und einen grauen Pulli.

Er setzte sich auf das Bett und ließ sich langsam nach hinten sinken. Dabei fing er innerlich an zu lachen. Es war verrückt, wenn er sich die letzten Stunden noch einmal vorstellte. Er hatte sich wie ein kleiner Junge benommen, er hatte die Furcht eines Kindes gespürt, und dafür gab es keinen Grund. Es war alles verrückt, es konnte nicht stimmen, da war die Mathematik durcheinandergeraten.

Nein, so ging das nicht weiter. Er wollte sich nicht selbst in Schwierigkeiten bringen, auf keinen Fall. Er mußte jetzt die Nerven bewahren, er mußte so tun wie immer. Das hatte schließlich jahrelang wunderbar geklappt. Mit diesem Gedanken ließ er sich noch weiter zurückfallen, und es tat ihm gut, als sein Hinterkopf das Kissen berührte. Er sank darin ein wie in einen weichen Schoß, in dem er sich wunderbar geborgen fühlen konnte.

Dann lächelte er. Freude darüber, daß er lächeln konnte, erfaßte ihn. Es war also nicht so schlimm.

Die Stunden der Depression lagen hinter ihm - endlich. Er hatte es geschafft, er konnte jubeln, er konnte…

Blitzartig schnellte er hoch.

Sein Optimismus zerriß, als wäre ein Blitz hineingefahren, um ihn zu spalten. Schlagartig war alles anders geworden. Verschwunden war die herrliche Leichtigkeit, die kalte Furcht kehrte zurück. Sie drückte gegen ihn, sie drang in sein Inneres, sie holte ihn aus dieser Lage zurück, und sie sorgte dafür, daß der Schweiß aus seinen Poren trat.

Er wußte es genau.

Er war nicht mehr allein im Zimmer!

Was ihn auf diesen Gedanken gebracht hatte, konnte er nicht sagen. Er glaubte fest, nicht mehr die einzige Person zu sein, und er hörte sein Herz laut schlagen. Die Echos trommelten gegen seine Rippen, der Schweiß war wieder da, er hatte sein Gesicht blank gemacht und klebte auch am Körper.

Jemand war gekommen…

Unheimlich und lautlos.

Aufrecht saß Crisson in seinem Bett. Sein bärtiges Gesicht glich einer verzerrten Maske. Er hatte den Mund weit geöffnet und saugte die Luft intervallweise ein. In seinen Adern floß kein Blut mehr, dafür dünne Eisströme. In seinem Kopf tuckerte es, nur war er nicht in der Lage, herauszufinden, wo sich diese Schmerzen oder Stiche konzentrierten. Das konnte im Hinterkopf ebenso sein wie vorn oder an den Seiten. Es gab jedenfalls dieses Hämmern, es gab auch seinen Atem, und es gab diese dichte und stickige Dunkelheit, die auch deshalb so stark war, weil er die Stores zugezogen hatte.

Crisson schaute zur Tür.

Sie war geschlossen, das Fenster ebenfalls. Wie hätte der andere das Zimmer betreten sollen?

Überhaupt nicht, es sei denn, er wäre schon vorher in diesem Raum gewesen.

War das möglich?

Je mehr er sich mit diesem Gedanken beschäftigte, um so mehr stimmte er ihm zu.

Er wollte aus dem Bett. Weg, raus, flüchten. Hinein in den Flur, dann aus dem Haus. Durch die Nacht stürmen, um dem Grauen zu entwischen, das ihn eingeholt hatte.

Roger Crisson kam nicht mehr dazu. Seine Panik nahm plötzlich Gestalt an.

Vor oder über ihm bewegte sich etwas in der Dunkelheit. Es war ein Schatten, noch konturenlos, aber nicht so dunkel, wie er hätte sein sollen, sondern ziemlich hell, zu hell für diese Umgebung. Er schimmerte, er sandte einen sanften Glanz ab, und in diesem Glanz sah Crisson auch gewisse Umrisse.

Lang und schmal.

Wie ein Arm.

Ein Arm?

Crisson erstarrte vor Entsetzen, als er den Arm erkannte. Es war kein normaler Arm, es war der eines Skeletts, ein Knochenarm, der sich auf ihn zuschob und silbrig glänzte. Zu diesem Arm gehörte eine Hand, und deren Knochenfinger hielten den Griff eines Revolvers umklammert, wobei sich die Mündung senkte und genau auf Crissons Kopf zeigte…

***

Es war so unglaublich, daß es schon wieder wahr sein konnte. So verrückt, dermaßen überdreht, daß Crisson daran dachte, nicht zu träumen. Nein, kein Traum, die schreckliche Realität, die ihn im Dunkel seines Schlafzimmers eingeholt hatte.

Er hockte in seinem Bett und wußte nicht, was er tun sollte. Er war zu schwach, um sich zu wehren.

Es würde ihm nicht gelingen, die Hand anzuheben und die Waffe zur Seite zu schlagen, für eine derartige Aktion fehlte ihm einfach die Kraft.

So hockte er da, starrte in die Mündung, sah genau das Loch und erkannte auch, wie blank die Waffe war, als wäre sie von jemandem geputzt worden. Sie sah aus wie neu.

Crisson wunderte sich darüber, welche Gedanken ihm durch den Kopf flossen, und er schaffte es nicht, sie zur Seite zu drängen. Der Knochenarm und der Revolver waren keine Einbildung, sie waren

tatsächlich vorhanden.

Es dauerte eine Weile, bis er in der Lage war, seine Blickrichtung zu ändern. Es gelang ihm, an der Waffe vorbei und am Arm entlang in die Höhe zu schauen, denn er ging davon aus, daß zu einem Arm auch ein Körper und ein Kopf gehörten.

Er sah beides. Zuerst den Körper, eine Knochengestalt, die trotzdem anders wirkte als das Skelett eines anderen Toten, denn ein solches hatte nicht diese Farbe.

Der Knöcherne vor ihm schimmerte in einem silbrigen Schein, und in ihm stieg allmählich der Gedanke hoch, daß er es mit einem silbernen Skelett zu tun hatte.

Da war der Schädel. Beinahe aussehend wie Metall. Die leeren Augenhöhlen, die nur auf den ersten Blick hin leer erschienen, denn in ihnen lauerte etwas, mit dem Crisson nicht fertig wurde. Eine dunkle Flut, eine gefährliche Botschaft aus einer anderen Welt, das Grauen an sich, unheimlich und gefährlich…

Crisson zitterte innerlich und versteifte zugleich. Er mußte unbedingt Luft holen.

Der Revolver bewegte sich ruckartig tiefer. Jetzt war er nur noch eine Fingerlänge von Crissons Stirn entfernt, die ebenfalls zu seinem entsetzten Gesicht gehörte. Er saß im Bett, stürzte sich mit der rechten Hand ab und hatte den linken Arm in die Höhe gerissen, die Hand gekrümmt, als wollte er nach der Waffe greifen, ohne aber eine Chance zu haben, sie je zu fassen zu kriegen.

Er war nicht in der Lage, sich zu wehren. Crisson fühlte sich völlig hilflos, er war dem silbernen Skelett ausgeliefert, und er mußte sich erst einmal mit dem Gedanken abfinden, daß dieses ihm übergroß vorkommende Skelett tatsächlich lebte und sich so bewegen und auch so handeln konnte wie ein Mensch.

Für ihn war es grauenhaft, das zu realisieren, aber er kam nicht daran vorbei. Es gab dieses schaurige Phänomen, und es hatte sich in diesem Fall auf ihn konzentriert.

Der knöcherne Zeigefinger der rechten Klauenhand war um den Abzug gekrümmt. Ein kurzer Druck würde ausreichen, und die Kugel verließ die Waffe. Sie würde aus kurzer Entfernung in Crissons Schädel schlagen und den Kopf zerstören.

Es war der knöcherne Rächer, der knöcherne Töter, der ihn besucht hatte. Er würde mit dem Sünder abrechnen, die Vergangenheit hatte ihn endgültig eingeholt.

Es war kein einziges Wort gesprochen worden, wobei Crisson nicht einmal wußte, ob dieses Wesen überhaupt reden konnte. Für ihn war es so etwas wie ein lebendig gewordener Alptraum, und er rechnete sogar damit, eine Halluzination zu erleben.

Crisson wußte nicht, wieviel Zeit seit dem Besuch des Skeletts

vergangen war. Vielleicht nicht einmal zwei oder drei Minuten, ihm aber kam sie schrecklich lang vor, und er wunderte sich, daß er trotz des Grauens noch eine Frage stellen konnte.

»Wer bist du…?«

»Ein Rächer…«

Crisson schrak zusammen. Er wußte nicht, ob er die Stimme gehört oder sie sich nur eingebildet hatte. Jedenfalls war ihm eine Antwort gegeben worden, und der Begriff Rächer traf wohl zu, wenn Crisson an seine eigene Vergangenheit dachte und an die Verfehlungen, die er sich geleistet hatte.

»Ich… ich…«

»Keine Ausreden mehr. Deine Zeit ist abgelaufen. Du hast der Verbindung ungeheuren Schaden zugefügt. Durch dich sind gute Männer gestorben. Du hast Wege geebnet, denn nur durch dich konnten es unsere Feinde schaffen, Lücken in unsere Reihen zu reißen. Dein Verrat wurde nie gesühnt. Heute aber ist der Tag gekommen.«

»Aber ich habe es doch bereut!« keuchte er. »Himmel, ich habe es bereut! Ich bin ein treuer Diener der Kirche gewesen. Ich habe mir nie danach etwas zuschulden kommen lassen.«

»Du hast mit dem Verrat gelebt.«

»Ja, das habe ich. Und ich habe auch gebüßt. Ich habe schrecklich darunter gelitten. Es war für mich einfach furchtbar.« Roger sprach mit zitternder Stimme, und die einzelnen Worte wurden immer wieder durch sein Keuchen unterbrochen. »Es war unmöglich, damit zurechtzukommen. Es ist so grauenhaft, ich…«

»Du wirst nicht mehr nachdenken müssen.«

Crisson hatte die Antwort verstanden. Er hatte sich auch auf das silbrige Knochengesicht des Skeletts konzentriert, er hatte die Worte gehört, aber er hatte nicht gesehen, wie sich der knöcherne Mund bewegte. Die Worte waren einfach aus der Kehle geströmt, einfach so…

Er jammerte.

Das silberne Skelett drückte die Waffe noch weiter vor. Idas Jammern des Mannes verstummte, als er den kalten Mündungsrand an seiner heißen Stirn spürte.

Kalt wie der Tod…

Der Knochenfinger krümmte sich. Den Anfang der Bewegung bekam Crisson noch mit, dann schloß er die Augen.

Er hörte auch den Knall.

Kurz nur, danach war es vorbei. Der Rächer hatte seine Aufgabe hundertprozentig erfüllt…

***

Die alte Bernadette gehörte zu den Frauen, die in ihrem Leben sehr

oft in der Küche und in der Kirche gestanden hatten. Sie konnte sich kaum an einen Tag erinnern, an dem sie nicht das Gotteshaus besucht hatte, zumeist dann, wenn ihre Arbeit beendet war, und so gehörte sie zu den Menschen, die stets die tägliche Abendmesse besuchten und im Gebet wieder Kraft schöpften.

Fünf Kinder hatte sie großgezogen, keines lebte mehr in der Nähe. Der älteste Sohn war sogar nach Deutschland gegangen, um dort Arbeit in seinem Chemiewerk zu finden.

Die anderen vier lebten in der Nähe von Paris und Marseilles. Sie war wieder allein, und seit zwei Jahren ganz allein, denn da war ihr Mann gestorben.

Man hatte ihr den Inhalt des Lebens geraubt, denn trotz ihres Alters wollte sie noch aktiv sein. Sie besorgte sich auch Arbeit, sie ging den Familien helfen, die allein nicht zurechtkamen. Sie kochte, sie arbeitete für die Kinderreichen, und sie war dabei ihrem Grundsatz treu geblieben, jeden Tag in die Kirche zu gehen. So war es auch an diesem Abend gewesen. Ihr Stammplatz wurde immer freigehalten. In der dritten Bankreihe rechts außen. Dort hockte sie wie eine dunkle Statue, denn sie trug zumeist braune oder schwarze Kleidung.

Der hinter ihr liegende Tag war schwer gewesen. Sie hatte hart gearbeitet, und obwohl sie es nicht zugeben wollte, spürte sie doch die langen Stunden. Sie war kraftlos geworden, und sie mußte es auch auf ihr Alter schieben. Sie war keine junge Frau mehr, die voller Energie steckte, sie gehörte eben zum alten Eisen, ob ihr das nun paßte oder nicht. Aber der Besuch der Messe mußte einfach sein.

Sie erlebte die Stunde immer sehr intensiv. Die Zeit in der Kirche gab ihr etwas, denn diese sechzig Minuten waren ein Kraftquell, auf den sie am nächsten Tag wieder zurückgreifen konnte.

Die Messe war beendet. Die wenigen Besucher hatten die Kirche längst verlassen, nur Bernadette saß noch in der Bank, die Hände im Schoß gefaltet, den Oberkörper leicht nach vorn gebeugt. Es war kaum eine Bewegung in ihr, und in dieser Haltung erinnerte sie an eine Statue von Ernst Barlach. Es kümmerte sich niemand um sie, denn jeder wußte, daß gerade Bernadette stets länger in der Kirche blieb, um für ihren Mann, die Kinder und sich selbst zu beten.

Das alles war normal, aber es war nicht normal, daß Bernadette einschlief, so wie es an diesem Abend der Fall war.

Bernadette schlief tief und fest. Sie war förmlich in einen Schlaf hineingesackt.

Zeit verging.

Minuten addierten sich zu Stunden. In der Kirche war es dunkel. Es brannte nicht mal eine Kerze.

Nur das ewige Licht glühte wie ein rotes Auge in der schattigen Finsternis.

Dicke Mauern schirmten die Kirche vor der Außenwelt ab. In diesem Gebäude wurde es nie richtig warm. Eine gewisse Restkälte blieb immer zurück, und es war die Kälte, die sich in den Körper der einsam in der Bank sitzenden Frau schlich und ihn unterkühlte. Der Körper sandte Warnsignale aus, die das Unterbewußtsein der, alten Bernadette aufnahm, und urplötzlich wachte sie auf.

Da war sie aus dem Tiefschlaf hervorgerissen worden, schrak zusammen, und eine nie gekannte Panik überfiel sie. Angst peitschte ihren Herzschlag hoch. Obwohl Bernadette die Augen weit geöffnet hatte, konnte sie nichts sehen. Die Kälte stoppte ihre normale Gedankenflut, und so dauerte es einige Zeit, bis sie in der Lage war, sich wieder zurechtzufinden.

Dann aber wußte sie Bescheid.

Sie saß auf einer harten Bank, und die wiederum befand sich in der Kirche, an diesem herrlichen Ort, der ihr so vertraut war. Ein Ort des Friedens, der Stille, an dem sie keine Angst zu haben brauchte. Es war einfach wunderbar, sie befand sich in dem herrlichen Schoß, in dem der Mensch Geborgenheit fand.

Aber sie fror. Zwar trug sie ein Cape um die Schultern, dessen Stoff war für diese Temperaturen aber zu dünn. Sie zerrte es fester um sich, streckte die Arme aus, um sich beim Aufstehen an der vorderen Bank festzuhalten. Nun ahnte sie, wie tief sie geschlafen hatte. Die Muskeln schmerzten, die wollten nicht mehr so, wie sie es gern gehabt hätte.

Die Knochen taten ihr weh, und Muskelkater quälte sie. Bernadette war vom langen Sitzen und von der Kälte steif geworden, und es fiel ihr nicht leicht, sich hinzustellen. Sie mußte sich schon an der Bank festklammern.

Dann stand sie.

Schwindel überkam sie. Bernadette wartete ab, bis er vorbei war. Über sich selbst schüttelte sie den Kopf. Daß sie so lange geschlafen hatte, war ihr noch nie passiert. Nun ja, allmählich zählte sie zum alten Eisen, daran gab es nichts mehr zu rütteln.

Schrittweise und vorsichtig schob sie sich aus der Bank. Den Altar konnte sie in der Dunkelheit nicht sehen. Sie wußte nur, daß er dort lag, wo auch das rote Licht schimmerte.

Bernadette drehte sich um. Die ersten Schritte fielen ihr schwer. Sie hörte, wie ihre Schuhe über den Boden schleiften, und das wiederum ärgerte sie. Warum konnte sie nicht normal gehen wie sonst?

Himmel, was war nur in sie gefahren?

Mit der rechten Hand hielt sich Bernadette sicherheitshalber an den Bänken fest, aber sie erlebte nicht nur die negativen Dinge, sondern auch etwas positives, denn je weiter sie ging, um so besser konnte sie sich bewegen.

Sie kam wieder zurecht. Die Beine gehorchten ihr. Die Bewegungen

wurden geschmeidiger, das wiederum freute sie, und als sie das Portal der Kirche erreicht hatte, war sie beinahe wieder normal.

Sie konnte sogar über sich selbst lachen, schüttelte den Kopf und dachte daran, daß sie niemandem erzählen würde, was ihr widerfahren war. Da hätten die Leute was zu lachen gehabt.

Die alte Frau stemmte sich schon zurück, als sie den eisernen Griff der Kirchentür umklammert hielt. Mühsam zog sie das schwere Holzportal auf, das erst vor drei Monaten mit den Spenden der Gemeindemitglieder renoviert worden war.

Bernadette schob sich über die Schwelle. Als sie nach draußen trat, wurde sie wieder daran erinnert, daß es noch Sommer war. Die Luft draußen war wärmer als die in der Kirche.

Die breite Treppe ließ Bernadette hinter sich. Die Umgebung kam ihr auch heller vor als zwischen den Mauern. Sie sah einen Himmel, auf dem sich die Gestirne klar abzeichneten. In dieser Nacht erschienen sie ihr nahe wie nie, als brauchte sie nur den Arm auszustrecken, um nach ihnen zu greifen.

Die Kirche stand allein am südlichen Ortsrand. Wer sie verließ, dem präsentierte sich das Dorf wie ein Gemälde oder eine Plastik, die soeben frisch von einem Künstler in die Umgebung gestellt worden war.

Der Ort war auf einem hügeligen Gelände gebaut worden, und die Häuser zeigten eine unterschiedliche Höhe. Jeder Bewohner hatte hier Platz, sogar für den Pfarrer war ein großes Haus errichtet worden, obwohl er allein lebte.

Hin und wieder aber rief er nach Bernadette. Immer dann, wenn er einen besonderen Wunsch hatte, was das Essen anging. Da sie phantastisch kochen konnte, bereitete sie ihm die herrlichsten Gratins zu, und auch ihre Fischsuppe war berühmt.

Das Pfarrhaus war gut zu sehen. Es stand neben dem kleinen Garten, der ebenfalls zum Kirchengelände gehörte.

Das war normal, das kannte Bernadette. In diesem Ort lief alles seinen geregelten Gang. Es gab keine Probleme.

Alles war gut.

Nie hatte es Ärger gegeben oder ein Verbrechen. Und in der Nacht hatte es eben still zu sein.

Nur heute nicht.

Bernadette blieb stehen, als sie den Knall hörte. Es war keine Täuschung gewesen, sie hatte ihn genau vernommen, zwar gedämpft, jedoch unüberhörbar.

Sie blieb stehen. Die breite Treppe lag bereits hinter ihr. Der Knall paßte überhaupt nicht in die normale nächtliche Ruhe hinein, da mußte irgend etwas vorgefallen sein. War vielleicht ein Gegenstand umgefallen? Womöglich noch im Pfarrhaus, denn aus dieser Richtung

hatte sie das Geräusch vernommen.

Ob Roger Crisson etwas passiert war?

Der mütterliche Instinkt drängte sich in Bernadette hoch. Sie machte sich Sorgen um den Pfarrer, mit dem sie immer gut zurechtgekommen war.

Hingehen und nachschauen?

Bernadette verzog das Gesicht. Es war auch nicht so optimal. Sie fürchtete sich nicht davor, entdeckt zu werden - bei ihrem Alter würden sich die Leute schon nicht die Mäuler zerreißen -, sie hatte nur ein wenig Bammel davor, sich lächerlich zu machen. Der Pfarrer würde sie bestimmt auslachen und…

Ihre Gedanken stockten.

Am Pfarrhaus war die Tür geöffnet worden. Sehr langsam. So öffnete nur jemand die Tür, der das Haus wie ein Dieb verließ.

Ein Einbrecher!

Einer, der den Pfarrer ausgeraubt hatte. Genau das mußte es gewesen sein. Er hatte sich nicht ausgekannt, war bei seinem Einbruchversuch vielleicht gestolpert und hatte einen Gegenstand umgeworfen, der dann mit einem lauten Knall zu Boden gefallen war.

Und jetzt verließ er seine Wirkungsstätte.

Er schlich aus dem Haus.

Eine Gestalt, die…

Bernadette stockte der Atem. Zum erstenmal in ihrem langen Leben erlebte die Frau so etwas wie einen tiefen Schock, denn was sie in dieser Nacht zu sehen bekam, war mehr als ungewöhnlich.

Wer da das Haus verließ, war kein Mensch. Das war eine silbrig schimmernde Gestalt, aber nicht aus Fleisch und Blut bestehend, es war ein silbernes Skelett. Ja, ein Knochenmann, eine fürchterliche Gestalt, ein wahr gewordenes Grauen, das jetzt voll im Glanz der Gestirne stand. Bernadette sah, daß auch der Schädel blank war.

Als hätte die unheimliche Gestalt geahnt, daß sie beobachtet wurde, blieb sie noch für einige Sekunden im schwachen Schein der Sterne stehen, um sich dann einen Ruck zu geben.

Es ging weiter. Seine Beine bewegten sich steif. Alles war nicht so geschmeidig wie bei einem Menschen, der Knöcherne sah aus, als würde er geführt, und sein rechter Arm, den Bernadette gut sehen konnte, schlenkerte bei jeder Gehbewegung auf und ab.

Sie sah, daß er etwas in seiner knöchernen Klaue hielt. Den Gegenstand konnte sie nicht erkennen, denn das Skelett drehte sich nach links weg, um an der Rückseite des Pfarrhauses zu verschwinden wie ein Spuk in der dunklen Nacht.

Bernadette hatte ihre Hände gegen die Wangen gepreßt, als wollte sie den Schrei festhalten, der sich dann doch nicht aus ihrer Kehle löste. Sie zitterte noch immer, obwohl die unheimliche Gestalt längst

verschwunden war. Sie zwinkerte mit den Augen, sie holte Luft und hatte das Gefühl, überhaupt nicht atmen zu können. Irgend etwas sperrte sich da in ihrem Innern, jemand hatte ihr ein Brett in den Körper geschoben.

Bernadette keuchte. Sie ging einige Schritte nach vorn, ohne es so recht zu registrieren. Als ihre Kleidung einen Holunderbusch streifte und sich leicht festhakte, blieb sie wieder stehen.

Was soll ich denn jetzt machen? schoß es ihr durch den Kopf.

Bisher war sie in ihrem Leben immer gut zurechtgekommen. Sie hatte alle Schwierigkeiten gemeistert. Fünf Kinder zu erziehen, war nicht einfach gewesen, aber so etwas hatte sie noch nicht erlebt.

Sie stand vor einer Grenze.

Sie dachte an den Pfarrer. Sie dachte auch an das dumpfe Geräusch, das sie vernommen hatte. Zwischen dem Pfarrer und dem Geräusch zog sie eine Verbindung. Was da als Resultat herauskam, konnte ihr beim besten Willen nicht gefallen, denn das ließ auf etwas Böses schließen. Dieses silbrige Ungeheuer war bestimmt nicht zu Roger Crisson gegangen, um mit ihm zu plaudern.

Bernadette war alles andere, nur keine überaus ängstliche Frau. Sie wollte nachsehen, was im Pfarrhaus passiert war. Viel Hoffnung hatte sie nicht, aber es konnte auch sein, daß der Pfarrer gerade auf ihre Hilfe wartete, und so machte sie sich mit zittrigen Knien und kurzen Schritten auf den Weg.

Die Tür hatte sie bald erreicht. Schon beim ersten Blick stellte sie fest, daß sie nur dagegen zu drücken brauchte, um sie zu öffnen. Der leichte Druck reichte aus, die Tür schwang nach innen, und Bernadette hatte freie Bahn.

Es gereichte ihr nur zum Vorteil, daß sie das Pfarrhaus des öfteren besucht hatte. So wußte sie genau, daß der Geistliche in den unteren Räumen wohnte, in den oberen beherbergte er des öfteren Gäste.

Sie brauchte also nur unten nachzuschauen, was sie auch tat. Leere Zimmer zunächst, dann näherte sie sich im Dunkeln dem Schlafzimmer, und das bedrückende Gefühl in ihrem Innern nahm zu. Eine Gänsehaut kroch über ihren Körper, der Schweiß bildete ein Tropfenmuster auf der Stirn, sie aber ließ sich nicht beirren.

Die Tür des Schlafzimmers stand offen. Das war ungewöhnlich.

Vorsichtig schob sie die Tür auf. Sie lauschte dem schleifenden Geräusch, dann fiel ihr Blick in das dunkle Zimmer, und zugleich nahm sie einen bestimmten Geruch wahr.

So riecht der Tod, dachte Bernadette, und ihr Herz klopfte noch schneller.

Licht machen?

Nein, nicht das große. Sie wußte ja, wo die kleine Nachttischleuchte stand. Auf dem Weg dorthin streifte ihr Blick auch das breite Bett, und

sie sah dort den reglosen Schatten liegen, der durchaus den Umriß eines Menschen aufwies.

Ihre zitternden Finger strichen über das lackierte Holz des Nachttisches hinweg. Sie fand den Fuß der Lampe und wenig später auch den kleinen Lichtschalter, den sie betätigte. Ein leises »Klack« ertönte, und es wurde hell.

Das Licht fiel auf das Bett - und auf das Blut!

Bernadette schloß die Augen. Sie wollte es nicht sehen, der erste Anblick hatte sie bereits geschockt, aber sie wußte, wie der Pfarrer getötet worden war.

Die Kugel hatte ihn in den Kopf getroffen!

Bernadette drehte sich um. Sie entwickelte eine fieberhafte Hast und Eile. Jemand schien sie mit einer unsichtbaren Peitsche zu traktieren. Die Schläge erwischten ihren Rücken, und sie trieben sie aus dem Haus.

Die alte Bernadette rannte durch die Nacht.

Obwohl sie völlig allein war, glaubte sie daran, neben sich einen Begleiter zu haben - die Angst…

***

Das Haus lag auf einem Hügel abseits des eigentlichen Ortes, zu dem es noch zählte, und wildes Strauchwerk umgab die Mauern wie ein Schutzschild.

Suko hob den Kopf.

Er lag zwischen den Sträuchern in Deckung, und das mußte auch so sein, denn derjenige, der sich in seinem Haus verschanzte, war nicht eben freundlich ungebetenen Besuchern gegenüber. Suko war ebensowenig eingeladen wie sein Freund John Sinclair, der sich von einer anderen Stelle dem Haus näherte, damit der Bewohner in die Zange genommen werden konnte.

Für einen Besuch dieser Art war der Zeitpunkt günstig. Die Dämmerung hatte sich über das Land geschlichen, aber die Wärme des Tages war noch vorhanden. Das spürte auch Suko, der am Boden lag und nach dem letzten Schuß bis zehn gezählt hatte.

Er hatte Glück gehabt, denn ein Knall war nicht zu hören gewesen. Haarscharf nur war das Geschoß an seinem Körper vorbeigesirrt, und Suko ging davon aus, daß der Mann mit einer schallgedämpften Waffe schoß. Ob auf seinen Freund John Sinclair ebenfalls gefeuert worden war, wußte er nicht, aber die eine Kugel war ihm Warnung genug gewesen. Die zehn Sekunden waren vorbei. Nichts regte sich, nichts war zu hören, ausgenommen das Zirpen der Grillen.

Noch länger warten?

Suko war nicht der Typ, der so etwas tat. Er brauchte die Bewegung, denn nur sie und die damit verbundene Aktion führten schließlich zu

einem Erfolg.
Er rollte sich herum.
Daß sich dabei einige Zweige bewegten, konnte er nicht vermeiden, aber das machte ihm auch nichts aus. Der Hang war nicht sehr steil. Je mehr er sich allerdings dem Haus näherte, um so dürftiger wurde die Deckung. Dicht vor der Mauer wuchs nur Gras, und dazwischen hatten sich einige Bodendecker ausgebreitet.
Es gab auch einen schmalen Pfad, der zur Tür hochführte. Und darüber, an der Seite, hatte mal eine Lampe gebrannt, dessen Licht aber von innen her gelöscht worden war.
Der Schießer lauerte im Dunkeln, Suko und sein Freund ebenfalls. Sie wußten nicht viel über ihn. Er hieß Joseph Lacombe und verfügte über ein bestimmtes Wissen über Vorgänge, die noch im dunkeln lagen, die aber unbedingt ans Tageslicht gezerrt werden mußten, wie Abbé Bloch Suko und dessen Freund erklärt hatte.
Suko kroch im rechten Winkel zur Hanghöhe entlang über trockenen Boden. Die Staubwolken reizten ihn, ein Husten und Niesen konnte er nicht unterdrücken.
Der Inspektor erreichte den schmalen Pfad. Zunächst blieb er hocken, dann schob er sich langsam höher. Der Blick zum Haus war freier. Er konnte auch den Eingangsbereich an der Seite sehen, wo es so finster war wie bei ihm, vielleicht sogar noch dunkler, denn nicht weit entfernt breitete ein Baum sein grünes Dach aus. Von seinem Freund John Sinclair war nichts zu hören, was Suko auch nicht als tragisch ansah. John würde von der Rückseite versuchen, das Haus zu erreichen und den darin wohnenden ablenken.
Ein guter Gedanke. Doch garantierte er auch die freie Bahn für den Inspektor?
Suko war kein Mensch, der lange zögerte. Er setzte alles auf eine Karte. Plötzlich schnellte er hoch, und geduckt rannte er mit langen Schritten dem Eingang entgegen. Er versuchte, sich so leise wie möglich zu bewegen, es waren nur wenige Meter, und er mußte dabei auch das Haus im Auge behalten.
An der Tür tat sich nichts.
War sie geschlossen oder offen? Das sah Suko nicht. Er rechnete jedoch mit einer verschlossenen Tür, stürmte hoch - und sah sich bestätigt. Aus dem vollen Lauf heraus blieb er stehen, die Beretta mit beiden Händen haltend, die Arme in die Höhe gereckt und bereit, sie jeden Augenblick zusammen mit der Waffe zu senken, um die Mündung blitzartig auf ein Ziel zu richten.
Die Tür blieb zu. Hinter den Fenstern brannte kein Licht. Das Haus machte einen verlassenen und menschenleeren Eindruck.
Suko dachte wieder an seinen Freund und drehte für einen kurzen Moment den Kopf. Er konnte sich vorstellen, daß er irgendwo hinter

ihm lauerte.

Dann überstürzten sich die Ereignisse. Blitzartig war die Ruhe vorbei. In die Stille hinein brandete eine Aktion, mit der auch Suko In dieser Intensität nicht gerechnet hatte.

Jemand riß die Tür mit ungeheurer Wucht von innen auf. Suko fuhr wieder herum. Er hörte den schrillen Schrei einer Frau, der ihn für einen Moment ablenkte, deshalb reagierte er auch nicht so schnell. Der Schrei war nicht wichtig, es zählte eigentlich nur die Gestalt des Mannes, und der hielt eine Waffe in der Hand.

Er schoß sofort.

Wieder war kaum etwas zu hören. Suko aber dachte in diesem Sekundenbruchteil, daß es vorbei war, daß er nicht mehr entkommen konnte, denn der andere war zu schnell gewesen.

Der Schlag gegen den Kopf war fürchterlich.

Getroffen! schrie es in Suko. Ich bin getroffen worden. Er war schneller als ich…

Dann war alles aus.

Suko stürmte in die tiefe Schwärze. Vor der Haustür blieb er bewegungslos liegen…

***

Unser Freund Abbé Bloch hatte uns gewarnt und gesagt, daß es gefährlich werden könnte, denn auf keinen Fall durfte dieser Joseph Lacombe unterschätzt werden.

Darauf hatten wir uns eingerichtet. Deshalb waren Suko und ich getrennt vorgegangen und hatten uns dem Ziel von zwei verschiedenen Seiten her genähert.

Wir wollten den Mann in die Zange nehmen, von dem wir nicht einmal wußten, wie er aussah. Uns war nur bekannt, daß er etwas mit den Templern zu tun hatte. Über Einzelheiten aber hatte der Abbé nicht gesprochen oder nicht reden wollen.

Bloch war zurückgeblieben. Er hatte zwar mitgewollt, aber wir waren dagegen gewesen. Als älterer Mensch sollte er sich nicht unbedingt einer Aktion oder Gefahr aussetzen. Also wartete er im Wagen auf uns, der ein Stück entfernt parkte.

An meiner Seite war es ruhig. Aber auch im Haus rührte sich nichts. Es war schon seltsam, daß hinter keinem Fenster Licht brannte. Allein diese Tatsache ließ Mißtrauen in mir Kochkeimen. Ich hoffte, daß es Suko ähnlich erging. Um in die unmittelbare Nähe zu gelangen, mußte ich einen staubigen Gestrüppgürtel überwinden. Es gab nur einen Baum in der Nähe, und der beschützte den seitlich angebrachten Eingang des Hauses und den unmittelbaren Türbereich vor zu starker Sonneneinstrahlung.

Wir hatten abgemacht, daß wir uns nach einer gewissen Zeitspanne

am Eingang treffen wollten. Bei mir hatte sich nichts getan. Wie es an der anderen Seite des Hauses aussah, wußte ich nicht, aber ich glaubte schon, einige verdächtige Geräusche gehört zu haben, ohne sie allerdings einsortieren zu können.

Diese Geräusche hatten mich auch dazu gebracht, meine Zeitpläne zu ändern. Ich wollte so schnell wie möglich an den Eingang heran, und ich ging davon aus, daß Suko so ähnlich dachte.

Um an das Ziel zu gelangen, mußte ich einen kleinen Umweg in Kauf nehmen. Es war noch immer nichts zu hören, nur meine eigenen Atemgeräusche vernahm ich.

Die anbrechende Nacht war noch warm. Die Hitze des Tages ließ sich eben nicht so leicht verdrängen. Es hatte zwar vor zwei Tagen geregnet, wie mir gesagt worden war, doch der Boden war bereits wieder ausgetrocknet und staubig.

Dafür wurde ich durch den Anblick eines prächtigen Sternenhimmels belohnt. Diamantensplitter auf blauem Samt, einfach traumhaft anzusehen. Ein Funkeln wie im tiefen Süden nahe des Äquators.

Dabei befanden wir uns in Frankreich.

Die Breitseite des Hauses hatte ich verlassen. Beinahe wäre ich noch über eine dreistufige Steintreppe mitten im Gelände gestolpert. Im letzten Moment konnte ich sie mit einem sehr langen Schritt überwinden. Jenseits dieser kleinen Treppe war der Hang nicht mehr so steil, trotzdem hatte ich dort keinen besseren Überblick, denn wie ein breiter und stummer Wächter stand der Baum nahe des Eingangs vor mir. Sein dicker Stamm nahm mir die Sicht.

Mein Gehör wurde nicht beeinträchtigt. Ich vernahm schnelle Schritte von einer bestimmten Seite her. Ein spärliches Lächeln huschte über meine Lippen, denn ich wußte, daß Suko dieselbe Idee gehabt hatte wie ich und früher den Eingang erreicht haben mußte. Einer von uns konnte dem anderen dann Rückendeckung geben.

Ich entspannte mich und ging weiter.

Und dann erlebte ich den Alptraum.

Ich war einfach nicht nah genug daran, um alles von Beginn an mitzubekommen. Der Frauenschrei drang an meine Ohren, gleichzeitig mußte noch etwas anderes passieren, und ich rannte plötzlich los, weil ich auch ein bekanntes Geräusch vernommen hatte, das immer dann entsteht, wenn jemand mit einer schallgedämpften Waffe schießt.

Ich raste plötzlich. Wie von selbst war mir die Beretta in die Hand geflogen - und ich kam doch zu spät.

Die Eingangstür war wieder geschlossen. Vor ihr allerdings lag eine bewegungslose Gestalt verkrümmt auf den Steinplatten. Selbst bei diesen miesen Lichtverhältnissen sah ich, daß es mein Freund Suko war, der sich dort nicht mehr bewegte.

Höchstens für die Dauer einer Sekunde überkam mich das Gefühl, in

ein tiefes Loch zu fallen. Mir aber kam die Zeit so schrecklich lang vor, ich fragte mich, warum sich Suko nicht bewegte, und ich erwachte wie aus einer Trance, als ich mich schon über ihn gebeugt hatte und das Blut sah, das neben seinem Kopf eine Lache auf dem Boden gebildet hatte.

Sukos Blut. Eine Kugel hatte ihn erwischt.

Kopfschuß! Tot! Keine Chance…

Schreckliche und zugleich realistische Gedanken jagten mir durch den Kopf. Ich hätte am liebsten vieles zugleich getan, aber ich bewegte mich nur einem Ziel entgegen, dessen Befehle ich von meinem Unterbewußtsein übermittelt bekam.

Ich schleifte Suko aus der Gefahrenzone dieses verdammten Hauseingangs fort, der möglicherweise zu seiner Grabstätte geworden war, denn Leben spürte ich in diesem starren Körper nicht. Jetzt kam mir die Hanglage des Hauses zugute. Über die Grenze des Eingangsbereichs rutschten wir hinweg, glitten noch ein Stück weiter, bis ich eine kleine Mulde fand, in die ich meinen Freund bettete.

Mond und Sternenlicht reichten aus, um einen Blick in sein Gesicht zu werfen.

Welch ein Gesicht! War es noch das Gesicht meines Freundes? Es sah so schrecklich bleich aus, und aus dem Haar hatte sich ein dunkler Streifen Blut gelöst, der an seinem Gesicht seitlich entlanggelaufen war und an der Oberfläche schon eine leichte Kruste bekommen hatte.

Es war schrecklich.

Ich wußte nicht, was ich in diesen, mir unendlich lang vorkommenden Sekunden dachte, wahrscheinlich überhaupt nichts, ich reagierte automatisch, als ich nach Puls- und Herzschlag fühlte, ihn aber nicht wahrnahm, sicherlich deshalb, weil ich zu nervös und aufgeregt war.

Aber die Halsschlagader bewegte sich, also war Leben in ihm. Warum sollte dies bei Suko nicht zutreffen? Schließlich war er ein normaler Mensch und nicht irgendein Kunstgeschöpf.

Mir ging es etwas besser. Ich konnte es auch riskieren, meinen Freund allein in der Mulde zu lassen, denn wichtig für mich war nun der Kerl, der ihm die Kugel verpaßt hatte.

Oder war es sogar eine Frau gewesen? Ich hatte den Schrei kurz vor der Tat nicht vergessen.

Egal wie, ich mußte hin.

Aber ich war durch Sukos Schicksal gewarnt worden. Lacombe verteidigte sich mit einer schallgedämpften Waffe, und er setzte sich rücksichtslos gegen jeden ein.

»Mach's gut, alter Junge«, flüsterte ich Suko zu und strich ihm zum Abschied über die Wange. »Ich werde mir den Hundesohn schnappen, darauf kannst du dich verlassen.«

Mein Inneres war mit Wut und Zorn gepolstert. Ich steckte voller Aggressionen, ohne allerdings das Ziel aus den Augen zu verlieren, und das wiederum visierte ich kalt an. Mich würde er nicht überraschen können, und ich würde auch nicht wie ein normaler Besucher an der Haustür ganz offen erscheinen.

Ich wollte einen Hintereingang suchen oder notfalls eines der Fenster einschlagen.

So leise wie möglich entfernte ich mich von der Mulde. Noch in Deckung des Hangs passierte ich den Eingang. Die Ohren und Augen gespitzt, auf jedes verdächtige Geräusch lauschend, was es aber nicht gab, denn Lacombe hielt sich zurück. Er schien zu wissen, daß wir zu zweit gekommen waren.

Als ich an einer bestimmten Stelle am Hang anhielt und den Kopf hob, sah ich die Wand des Hauses vor mir in die Höhe wachsen. Sie war eigentlich hell getüncht, in der Dunkelheit sah sie aus, als hätten sie einen blauen Schatten bekommen, der nur von den Vierecken der Fenster unterbrochen war, in deren Scheiben sich sogar in den oberen Hälften ein Ausschnitt des Sternenhimmels spiegelte und sie so zu romantisch wirkenden Bildern machte.

Mit einem Sprung nach vorn erreichte ich die Hausmauer. Zwischen zwei Fenstern preßte ich mich gegen das Gestein und spürte dessen Härte in meinem Rücken.

Abwarten.

Zeit vergehen lassen, allmählich zur Ruhe kommen. Die Gedanken wieder ordnen.

Bis zum nächsten Fenster war es nicht weit. Eine halbe Körperlänge nur mußte ich mich voranschieben, um durch das Glas ins Innere schauen zu können.

Durch die Hauswand hörte ich nichts. Sie war so dick, daß sie jedes Geräusch fernhielt.

Ich näherte mich der Scheibe, den rechten Arm hochgestreckt, und die Beretta dabei umklammernd.

Die Stille war normal. In einer Situation wie dieser allerdings kam sie mir bedenklich vor.

Warten…

Nicht zu lange.

Ich war schnell am Fenster, schaute hindurch - und sah nichts. Kein Licht brannte in dem dahinterliegenden Raum. Die Dunkelheit der immer stärker werdenden Dämmerung hatte sich auch in der Scheibe gefangen, und so sah ich nur düstere Wolken, aber kein Licht.

Ich atmete wieder aus.

Schweiß stand mir auf der Stirn. Im Hals lag kratziger Staub, und wenn ich schluckte, war alles trocken wie Pulver. Auf leisen Sohlen huschte ich weiter, immer auf der Suche nach einer Hintertür.

Die fand ich nicht, dafür eine Treppe, die außen an der anderen Seite des Hauses einem Kellereingang entgegenführte.

Viel Hoffnung hatte ich nicht und wurde deshalb auch nicht enttäuscht, als ich die Kellertür ebenfalls verschlossen vorfand. Es blieb wohl nur der Weg durch das Fenster.

Ich ging wieder zurück bis zur Rückseite und suchte nach einem Gegenstand, der die Scheibe zertrümmerte. Schon bald geriet mir ein ziemlich großer Stein zwischen die Finger. Er war noch von einer dicken Lehmkruste umgeben und hatte deshalb zusätzliches Gewicht bekommen. Das Fenster konnte ich mir aussuchen. Da ich nicht wußte, welches am besten für einen Einstieg in das Haus geeignet war, nahm ich mir das am weitesten vom Eingang entfernt liegende vor.

Einmal ausholen reichte.

Dann schleuderte ich den Stein. Er zertrümmerte die Scheibe.

Während sich die Scherben auf dem Weg nach innen befanden, hatte ich mich dem Fenster genähert. Ich schaute in den dunklen Raum und stellte zugleich fest, daß keine größeren Scherbenstücke mehr im Rahmen hingen. Also riskierte ich es und kletterte in das Zimmer. In der Dunkelheit stieß ich gegen einen kleinen Tisch und warf ihn um.

Wenn Lacombe nicht taub war oder unter einem Hörfehler litt, mußte er die Geräusche gehört haben. Nur erschien er nicht, um nachzuschauen. Er blieb im Unsichtbaren, und hatte mir gegenüber einen Vorteil. Er kannte sein Haus, ich nicht, und ich würde mich darauf gefaßt machen müssen, aus dem Hintergrund angegriffen zu werden.

Erst einmal wollte ich das Zimmer verlassen und ließ die äußeren Begleitumstände so, wie sie waren. Ich schaltete kein Licht ein. Selbst auf den hellen Strahl der Lampe verzichtete ich, fand aber auch im Dunkeln die Tür, und diese war nicht verschlossen.

Sehr vorsichtig zog ich sie auf.

Ein schmaler Flur war mehr zu ahnen, als zu sehen. Ein Korridor. Es sah aus, als würde er das Haus in zwei Hälften teilen. Ich schaute nach rechts zum Eingangsbereich hin, wo es etwas heller war, denn durch ein Fenster sickerte der bleiche Schein der Gestirne.

Links war alles dunkel. Da schwamm das Ende des Flurs in tiefen Schatten.

Ich nahm die andere Seite.

Mit leisen Schritten bewegte ich mich an mehreren Türen vorbei und kam mir dabei vor wie in einem Hotelflur. Hinter jeder Tür konnte der Schrecken lauern, sie konnte plötzlich geöffnet werden und jemand entlassen, aber das geschah nicht.

Meine innere Spannung ließ ein wenig nach, obwohl ich mich noch immer wie unter einem Druck stehend fühlte. Ich kam mir vor wie

jemand, der seine Sensoren ausgestreckt hatte, um nach irgendwelchen Gefahrenpunkten zu forschen, aber nichts in mir meldete Alarm. Die Ruhe drückte auf mein Gemüt. Es stand für mich fest, daß dieser Lacombe das Haus nicht verlassen hatte, er trieb sich irgendwo herum.

An den Keller glaubte ich nicht. Entweder hier unten oder in der ersten Etage. Die dorthin hochführende Treppe hatte ich noch nicht entdeckt, sicherlich lag sie im Bereich des Eingangs, wo mehr Platz vorhanden war, aber mir war trotzdem etwas Ungewöhnliches in diesem Haus aufgefallen.

Es hing einzig und allein mit den Türen zusammen, an denen ich vorbeigelaufen war.

Ihr Holz war zwar glatt gewesen, aber sie alle hatten ein Zeichen besessen.

Vor jeder Tür hing eine Comic-Figur. Da hatte ich Bugs Bunny ebenso gesehen wie Mickey Mouse, Goofy oder einen aus der Flintstone-Family. Ich wunderte mich über diese Zeichnungen, die eigentlich für Kinder gedacht waren. Sollte dieses Haus etwa ein Kinderheim sein, das von diesem Joseph Lacombe geleitet wurde?

Dieser Gedanke wollte mir überhaupt nicht gefallen. Wenn ich mir vorstellte, daß ein Killer Kinder erzog, nein, danke. Soweit sollte es in dieser verdammten Welt nicht kommen. Zum Glück war mir kein Kind über den Weg gelaufen. Mir fiel ein, daß der August in Frankreich der große Ferienmonat war und wohl alle Kinder das Haus verlassen hatten.

Der Bereich des Eingangs wirkte wie eine hellere Schatteninsel. Es lag auch an den ebenfalls hellen Bodenfliesen, und schon sehr bald sah ich einen weiteren Schatten, der rechts von mir geradewegs in die Höhe schwebte. Es war das Geländer einer Treppe, und seine Stäbe waren so angelegt worden wie die Saiten einer Harfe.

Sie schwangen in die Höhe, endeten in der ersten Etage und damit auch in der Dunkelheit. Neben der Treppe blieb ich stehen. An der rechten Seite spürte ich den Druck des Geländerendes. Durch die schmalen Lücken zwischen den Geländerstäben schielte ich in die Höhe, aber auch dort sah ich nichts. Über den Stufen lag die Dunkelheit wie ein grauer Film oder Schatten, ohne daß sich darin etwas bewegte.

Abwarten…

Das genau wollte ich nicht. In diesem Haus lauerte ein verfluchter Killer, der keine Sekunde zögern würde, auf mich zu schießen. Wenn ich mich zu heftig bewegte oder mir eine andere Blöße gab, war es vorbei.

Deshalb wartete ich ab.

Nichts zu hören - kein fremdes Geräusch. Aber der Druck auf mich

blieb bestehen.

Abwarten! Ich habe dieses Wort, das mir immer wieder in den Sinn kam und meine Gedanken malträtierte. Kein Wind ließ die Blätter rascheln, alles blieb so schrecklich still.

Wieder ließ ich meinen Blick die Stufen hochgleiten. Sehr langsam drückte ich mich um das Geländer herum. Obwohl erst wenige Sekunden seit meinem Stopp vergangen waren, kam mir die Zeit sehr lang vor. Auf meiner Stirn lag der Schweiß, noch immer klopfte das Herz zu stark.

Wieder dachte ich an die Comic-Figuren an den Türen, und zwangsläufig drehten sich meine Gedanken auch um die Kinder.

Schrecklich…

Ich hob das rechte Bein, um es auf die erste Stufe zu setzen. Hier unten zeichneten sie sich noch gut ab.

Meine Sohle fand den Widerstand.

Dann die nächste Stufe.

Da geschah es.

Am Ende der Treppe löste sich die Dunkelheit auf oder erhielt eine andere Form. Ich wußte auch nicht, wie ich es einordnen sollte, jedenfalls stemmte sich eine Gestalt, die zuvor flach auf den Stufen gelegen hatte, in Sie Höhe, und aus dieser Gestalt wuchs ein Mensch hervor, dessen Haltung sich veränderte.

Ich kannte diese Art.

Den Arm ausstrecken, Abzug durchziehen…

»Plopp«!

Das war der Schuß!

Natürlich schallgedämpft, aber mich traf er nicht, ich hatte damit gerechnet und mich kurz zuvor mit aller mir zur Verfügung stehenden Kraft nach links gewuchtet. Die gegenüberliegende Wand fing mich auf. Das Geschoß erreichte mich nicht. Ich hörte aber, wie es hart in die Haustür einschlug.

Es würde nicht bei dem einen Versuch bleiben, das stand fest, und ich war auch gewillt, zurückzufeuern, das brauchte ich nicht mehr, denn diesmal stellte sich das Schicksal auf meine Seite.

Auch Lacombe zeigte Nerven. Er war nervös geworden. Er reagierte viel zu hastig und wollte sich beim nächsten Versuch eine bessere Position aussuchen.

In der Dunkelheit übersah er wohl eine Stufe, rutschte ab, ich hörte einen heiseren Aufschrei und sah, wie die Gestalt beide Arme in die Höhe riß, als wollte sie sich irgendwo festhalten.

Nur war da nichts, und Lacombe kriegte das Übergewicht. Auch nach vorn hin lief nichts. Er griff in die Luft, ich konnte zuschauen, wie seine Hände zuckten, dann prallte er bäuchlings und mit voller Wucht auf die Treppe.

Der Krach wirkte in der Stille doppelt laut. Der Körper überschlug sich auf dem Weg nach unten, rollte sich zusammen, streckte sich wieder, dann begann das Spiel wieder von vorn, und ich tat überhaupt nichts, um den Fall zu stoppen.

Ich ließ den Mann an mir vorbeiticken, der mit einem letzten Schlenker auch über die Kante der untersten Stufe rutschte und auf dem Steinboden in Richtung Tür glitt.

Jetzt folgte ich ihm.

Als er gegen die Haustür knallte, stand ich bei ihm. Ich wußte nicht, was ihm passiert war, aber das Genick hatte er sich nicht gebrochen, denn er stöhnte leise vor sich hin.

Nun entwand ich ihm mit einem kräftigen Griff die Waffe und streckte das lange Ding schräg in meinen Gürtel. Dann erst betätigte ich den Schalter.

Die flache Schalenlampe unter der Decke beleuchteten den gesamten Eingangsbereich.

Zum erstenmal sah ich Lacombe.

Es hatte ihn ziemlich hart erwischt. So stellte man sich keinen Killer vor. Er war nur mehr ein jammerndes Bündel, das verrenkt auf dem Boden lag und versuchte, Worte hervorzupressen, was ihm allerdings nicht gelang.

Ich bückte mich und drehte ihn auf den Rücken.

»Verdammt, meine Schulter!« Er fluchte mehr, als daß er jammerte.

»Ja, ja, schon gut. Beim Schießen auf Menschen haben Sie auch keine Rücksicht gekannt.«

Er schwieg und zeigte auch keine Reaktion, als ich ihm Handschellen anlegte.

Erst dann schaute ich ihn mir genauer an. Lacombe sah aus, wie man sich einen Mönch in einem Witzblatt vorstellte. Zumindest von der Frisur her, denn sein weißer Haarkranz befand sich nur an der Rückseite des Kopfes. Er hatte ein rundes Gesicht, kleine Augen, in denen jetzt die Angst funkelte, und seine Wangen sahen aus, als wären sie von ihm aufgeblasen worden. Der kleine Mund war in die Breite gezogen. Lacombe fürchtete um sein Leben, denn auf ihn, den Liegenden, mußte ich wie ein Riese wirken.

»Keine Sorge, Lacombe«, sagte ich, »an Ratten mache ìch mir nicht die Finger schmutzig.«

Darüber konnte er nicht mal grinsen.

Ich wollte es gründlich machen, schleifte ihn zur Seite, löste einen Handschellenring wieder und kettete ihn an einem Eisenstab unten an der Treppe fest.

»Was soll das?« stöhnte er. »Ich bin verletzt! Mein Kopf… meine Schulter, das Bein… ich… ich… habe mir weht getan.«

»Weiß ich alles, Meister. Ist aber nicht weiter tragisch. Besser Sie als

ich, okay?«
»Merde.«
»Das können Sie sagen. Ich verschwinde für einen Moment, komme aber wieder zurück.«
»Und dann?«
»Werden wir weitersehen.«
Ich ließ ihn bewußt im unklaren und hatte auch Mühe, mich ihm gegenüber zurückzuhalten, denn immer wieder sah ich Suko vor mir liegen, wie er sich nicht mehr rührte. Um ihn wollte ich mich nun kümmern und ihn hier ins Haus tragen. Dann mußte ich noch Abbé Bloch Bescheid geben. Er saß in unserem Wagen, der unten an der Straße parkte. Der Abbé kannte Lacombe. Er würde uns bei einem Verhör hilfreich zur Seite stehen können, und ich war froh, endlich einen Punkt erreicht zu haben, wo ich den Hebel ansetzen konnte.
Mit dieser Gewißheit verließ ich das Haus.

***

Mein Freund lag noch immer in tiefer Bewußtlosigkeit, was bei mir einen nicht gelinden Schreck verursachte. Ich hoffte, daß die Kugel eine nicht zu tiefe Wunde hinterlassen hatte, was möglicherweise bleibende Schäden bedeuten konnte.
Mein Gesicht war verzerrt, als ich Teich bückte. Es war die Anstrengung, als ich Sukos Körper hochwuchtete und ihn über meine ausgestreckten Arme legte. Es war schwierig, auf dem Hang das Gleichgewicht zu halten. Ich stapfte hinauf, während meine Gedanken um den Fall kreisten. Einige Informationen hatten wir ja von unserem Freund Abbé Block erhalten, diese aber reichten uns noch nicht.
Es ging um einen Rächer.
Soviel wußten wir. Was genau dahintersteckte, konnte auch der Abbé nicht sagen, jedenfalls hatte er uns alarmiert. Und wenn er sich meldete, brannte es immer irgendwo.
Ich hatte vor, Suko in den Flur oder auf eine Liege zu betten, mich erst einmal um ihn zu kümmern und würde mich dann mit dem Abbé in Verbindung setzen, wobei mir plötzlich einfiel, daß ich einen Frauenschrei gehört hatte.
Auf dem Weg blieb ich stehen. Starr, so starr, daß mir Suko beinahe abgerutscht wäre.
Eine Frau im Haus!
Sie mußte noch dort sein, es sei denn, sie wäre heimlich aus dem Fenster geklettert.
Der Gedanke an sie hatte auch meine Kräfte mobilisiert, denn ich ging jetzt schneller, weil ich unbedingt eine Lösung haben wollte. Ich mußte mehr über die Person wissen - und sah sie, als ich das Haus betreten hatte.

Sie gab sich auch nicht die Mühe, sich zu verstecken. Sie stand im vollen Licht der Lampe, und beim ersten Hinsehen hatte ich den Eindruck, eine Zigeunerin zu sehen, eine verdammt hübsche Zigeunerin mit dunkler Haut, großen, schwarzen Augen, einem herrlichen geschwungenen Mund und einer schwarzen Lockenpracht, die bis zu den Schultern reichte.

Ich nickte ihr zu.

Sie atmete heftig. Der feste Busen wogte unter dem dünnen Pullover. Sie trug schwarze Jeans, die hauteng saßen, und ihre Füße steckten in roten Leinenschuhen, auf deren Oberfläche Straßschmuck schimmerte.

»Bonjour«, grüßte ich.

Sie schwieg, schaute nur auf Suko, und als ich in ihre Nähe kam, streckte sie den rechten Arm aus.

»Ist er tot?«

»Zum Glück nicht.«

Sie drehte den Kopf zur Seite. Es war ihr wohl peinlich, weitere Fragen zu hören, aber ich wollte mehr von ihr wissen. »Wo kann ich meinen Freund hinlegen?«

Sie schaute hoch, ich sah für einen Moment in ihre großen Augen, dann flüsterte sie: »Kommen Sie mit, bitte.«

Ich ging hinter ihr her.

Sie öffnete die zweite Tür auf der rechten Seite des Gangs. An der Tür hing Schweinchen Dick, und sie machte mir auch Licht, so daß ich feststellen konnte, in welcher Umgebung ich mich befand, in einem Kinderzimmer. Also hatte sich mein Verdacht bestätigt.

Das Bett war lang genug. Ich legte Suko auf die bunte Decke nieder und bemerkte, daß die Frau neben mir stand. »Ich heiße übrigens Ramona«, sagte sie. »Ramona Lacombe.«

»Wie bitte? Sind Sie die Tochter?«

»Nein, die Nichte.«

»Er ist also Ihr Onkel?«

»Ja.«

Ich wollte sie jetzt nicht fragen, was sie hier im Haus tat, dazu war später noch Zeit, für mich kam es darauf an, andere Zusammenhänge zu erfahren, und zwar von Lacombe selbst.

»Pardon, Monsieur…«

»Sinclair, John Sinclair.«

»Ja, Monsieur Sinclair.« Sie lächelte scheu und schob dabei die Ärmel des Pullovers hoch. »Ich… ich… will mich ja nicht aufdrängen, aber ich könnte mich um Ihren Freund kümmern, da ich etwas von der Krankenpflege verstehe. Wäre Ihnen das recht?«

Gern ließ ich Suko nicht in fremden Händen zurück. Ich schaute in ihre Augen. Oft stand darin zu lesen, wie ehrlich oder vertrauenswürdig der Mensch war. Jedenfalls las ich darin nichts

Negatives.
Bisher hatte ich keinen Grund gehabt, ein Lächeln zu zeigen, das holte ich nun nach. »Ja, Ramona, wenn Sie diese Freundlichkeit hätten, wäre ich Ihnen sehr verbunden.«
»Danke, John, ich werde mich bemühen. Wissen Sie, ich habe nichts tun können. Ich lebe hier seit zwei Tagen bei meinem Onkel. Ich habe seine Angst gespürt, die schon keine Angst mehr war, sondern der reine Horror. Irgend etwas ist mit ihm vorgegangen, so kannte ich ihn nicht, und dann hat er plötzlich auf einen Menschen geschossen. Ich habe es mitbekommen, ich mußte schreien, ich sah den Menschen fallen und dachte, er wäre tot.«
»Zum Glück lebt er. Mein Freund hat einen Streifschuß abbekommen, leider hat die Kugel eine Furche in die Kopfhaut gerissen und…«
Sie berührte mich leicht mit ihren Fingern. Ich spürte die Wärme ihrer Haut. »Keine Sorge, ich werde vorsichtig sein«, murmelte sie.
»Danke.«
Ich ließ sie zurück. Nun wußte ich, daß sich Suko bei ihr in guten Händen befand.
Im Flur war es still geworden. Deshalb hörte ich auch das Rauschen des Wassers. Mir fiel ein, daß ich im Zimmer auch ein Waschbecken gesehen hatte, und Ramona würde versuchen, die Wunde des Inspektors behutsam auszuwaschen.
Joseph Lacombe hockte auf dem Boden. Einen Arm ausgestreckt, den Stahlring um das Geländer gelegt. Er schaute mich nicht an, sondern stöhnte leise, und mit der freien Hand fuhr er immer wieder über die Wunde an seiner Stirn hinweg.
»Wie schlimm sind Sie verletzt?« fragte ich.
»Es geht.«
»Nichts gebrochen?«
»Nein.«
»Verstaucht?«
»Weiß nicht. Höchstens geprellt. An der linken Schulter und auch am Bein.«
»Gut.«
»Das sagen Sie.« Er hob den Kopf und schaute mich direkt an.
Ich wurde aus diesem Menschen nicht schlau. Er war mir ein Rätsel. Er reagierte völlig normal und nicht wie ein Mann, der vor kurzem noch auf einen ihm völlig Fremden geschossen hatte. Vor mir hockte sicherlich eine zweigeteilte Persönlichkeit, und wenn ich über die Aussagen der jungen Frau nachdachte, dann mußte ihr Onkel tatsächlich unter einem ungeheuren Druck gestanden haben.
»Sie wissen, was Sie getan haben?«
»Ja.«
»Und Sie wissen vermutlich auch, daß Sie haarscharf an einer

Mordanklage vorbeigekommen sind.«
»Das weiß ich nicht. Ihr Freund sah aus wie ein Toter, als sie ihn hereinbrachten.«
»Er ist nicht tot. War zum Glück nur ein Streifschuß, und es ist nur recht und billig, daß Sie mir gewisse Dinge erklären, Monsieur Lacombe.«
Er dachte einen Moment nach und sagte dann: »Sie kommen nicht von hier, das höre ich. Sie sind kein Franzose…«
»Ich bin Engländer.«
»Ach so.«
»Das hat nichts zu bedeuten.«
»Meinen Sie?«
»Ja.«
Er seufzte. »Ich habe Ihr Gespräch mit meiner Nichte verfolgt. Ich weiß auch Ihren Namen. Sie heißen Sinclair, was mir zu denken gibt.«
»Wieso?«
»Als Abwandlung ist er in diesem Land nicht ganz unbekannt. St. Clair, wenn Sie verstehen.«
»Ich verstehe, aber das ist nicht das Thema. Den Namen gibt es auch in Schottland und in der Neuen Welt, doch darüber möchte ich nicht diskutieren, ich will von Ihnen wissen…«
»Moment mal«, unterbrach er mich und bemühte sich, an mir vorbei zur Tür zu schauen.
Auch ich drehte mich um, denn in diesem Augenblick hatte auch ich die Schritte vernommen.
Abbé Bloch erschien. Mochte er auch kleiner sein als die meisten Menschen, er gehörte aber zu den Personen, die Charisma ausstrahlten. Es mochte an seinem schlohweißen Haar liegen oder auch an dem Ausdruck in seinen Augen, in denen ein gewisser Wille lag, der zeigte, wie sehr es der Abbé verstand, sich durchzusetzen, ohne großartig mit Worten auftrumpfen zu müssen.
Er war nicht mehr blind. Dank Avalons heilender Kräfte hatte er diese für ihn schreckliche Zeit überstanden, und er war noch immer der großartige Anführer der Templer, einer Gruppe Gerechter, die die einstmals so hehren Ideale des Ordens pflegten.
Wir schauten uns an. »Ich wußte, John«, sagte er leise und dabei den Arm hebend, »daß etwas passiert ist. Ich hatte es einfach im Gefühl, und habe mich nicht geirrt. Ich hörte auch mit, was mit Suko geschah.« Er atmete aus. »Zum Glück lebt er.«
»Das stimmt. Abgesehen davon hätte ich dich auch geholt, Abbé.«
»Das glaube ich dir gern, John.« Er betrat das Haus und blieb neben uns stehen. Dann »begrüßte« er Joseph Lacombe.
»So sieht man sich wieder, Joseph.«
»Hallo, Abbé.«

Mich wunderte nicht, daß die beiden sich kannten. So manches in diesem Fall lief noch an mir vorbei.

»Mir geht es schlecht.«

»Muß wohl.«

»Du bist damals den anderen Weg gegangen, Joseph.«

»Richtig.«

»Und jetzt hast du Angst.«

Lacombe preßte die Lippen zusammen. Er wollte nicht mehr reden. Dafür aber ich.

»Angst, Abbé? Wovor hat er Angst?«

»John, das ist eine lange Geschichte.«

»Deretwegen wir aber hier sind - oder?«

»Ist wohl so.«

»Dann will ich sie auch hören.«

»Ich habe auf ihn geschossen!« sagte der Gefangene und deutete mit dem Zeigefinger auf mich.

Bloch bekam große Augen. »Stimmt das? Ich habe keinen Schuß gehört.«

»Schalldämpfer«, sagte ich, zog die Waffe aus dem Hosenbund und zeigte sie dem Abbé.

»So ist das.«

»Es war ein Mordversuch.«

Der Abbé schwieg. Ziemlich lange für meinen Geschmack. Da war er bestimmt dabei, gewisse Gedanken zu wälzen. »Ja«, bestätigte er meine Aussage, »es war auch ein Mordversuch.«

»Toll, daß du es auch so siehst.« Bloch hob die Hand. »Nicht ganz. Ich denke, daß Joseph Lacombe einen Grund gehabt hat.«

»Zu töten?« Ich starrte den Abbé an wie einen Fremden.

Der Templer-Führer blieb ernst. »Er wäre nicht der erste, der getötet würde. Und deshalb, John, habe ich auch Suko und dich kommen lassen.«

In mir stieg die Wut hoch. »Wäre es dann nicht an der Zeit, die Karten offen auf den Tisch zu legen?«

»Das denke ich auch.«

»Dann bitte.«

»Aber nicht hier.« Er deutete auf den Gefangenen. »Seine Lage ist unwürdig. Nimm ihm die Handschellen ab. Wir sollten uns in seinem Zimmer zusammensetzen und reden.«

Damit war ich einverstanden. Zuvor aber schaute ich nach Suko. Ramona war noch immer bei ihm.

Sie kümmerte sich sehr sorgfältig um ihn, und sie hörte mich auch kommen.

»Es ist alles in Ordnung«, sagte sie und lächelte. Das Licht der Lampe streute gegen ihr Gesicht und fing sich in den kirschdunklen Pupillen.

»Sie können ganz beruhigt sein…«

»Ich glaube Ihnen, Ramona«, sagte ich, fing noch ein Lächeln von ihr auf und verließ den Raum.

Ich war gespannt darauf, was dieser Joseph Lacombe dem Abbé und mir zu berichten hatte…

***

Joseph Lacombe hatte uns in einen Raum geführt, der zu seinen Privatzimmern gehörte. Er lag in der ersten Etage, war spartanisch, eingerichtet, aber mit zahlreichen Büchern bestückt, und auf eine Hausbar hatte der Mann nicht verzichten wollen. Die Flaschen standen in einem Globus, von dem die obere Hälfte fehlte. Wir alle konnten einen Schluck vertragen, und Lacombe holte Gläser.

Der Abbé entschied sich für einen Pastis, ich wollte Cognac trinken, ebenso wie der Hausherr.

»Auch Wasser dazu?«

»Ja, gegen den Durst.«

Aus einem kleinen Kühlschrank holte er eine große Flasche Mineralwasser.

Wir tranken zuerst den Alkohol, dann schenkten wir Wasser in die Gläser. Lacombe nahm zwei Tabletten gegen die Kopfschmerzen ein und schob den Schwenker zur Seite. Er hatte auch nur einen sehr kleinen Schluck genommen.

»Ich möchte mich noch einmal bei Ihnen entschuldigen, Monsieur Sinclair«, sagte er, »aber ich befinde mich in einer Lage, die nicht gut für mich ist.«

»Vergessen wir die Sache.«

Wir saßen im Kreis, und der Abbé legte eine Hand auf Lacombes Unterarm. »Es wird am besten sein, wenn du berichtest, Joseph. Beginne mit dem, was dich bedrückt. Du kannst offen sprechen. John Sinclair ist ein guter Freund von mir, ebenso wie Suko. Ich habe die beiden nicht grundlos kommen lassen. Sie sind weder Richter noch Ankläger. John wird zuhören und bestimmt die richtigen Schlüsse ziehen.«

Lacombe sah nachdenklich aus. »Was bestimmt nicht einfach ist«, murmelte er.

»Das wissen wir. Aber auch wenn etwas irrational erscheint, so kannst du mit John reden, obwohl er kein Psychotherapeut ist, aber er hat Erfahrungen sammeln können. Er fängt oft genug dort an, wo andere aufhören.«

Joseph trank einen Schluck Wasser. »Ja, das brauche ich jetzt.«

»Dann gib dir den Ruck.«

Durch die Nase holte er tief Luft. »Sie werden sich darüber gewundert haben, John, wie es hier aussieht, aber ich leite die

Nebenstelle eines Kinderheims. Im Moment bin ich allein, abgesehen von Ramona, aber sobald die Ferien vorbei sind, wird es hier wieder mehr Leben geben. Es sind besondere Kinder, die sich hier versammelt haben. Ohne näher darauf eingehen zu wollen, möchte ich sagen, daß es Kinder von katholischen Priestern sind, für die ich sorge, ich, ein ehemaliger Abbé, der seinen Orden verlassen hat, wie einige andere auch.«

»Gehörten Sie zu den Templern?«

»Ja.«

»Und Sie wollen nicht mehr mitmachen?«

»So ist es.«

»Aber es ist keine Schande, wenn es sich jemand anders überlegt, Joseph.«

»Das weiß ich auch. Nur verlief bei mir der Fall anders.« Er senkte den Kopf und knetete die Haut an seiner Stirn. »Mein Gott, warum fällt es mir denn so schwer, darüber zu reden?« Er gab sich selbst die Antwort. »Es sind die Schuldgefühle, die verfluchten Schuldgefühle. Nur sie tragen die Verantwortung an meinem Dilemma.«

»Jeder macht Fehler, Joseph.«

»Da haben Sie vollkommen recht, John. Aber mein Fehler war zu schwerwiegend.«

»Inwiefern?«

»Ich habe meine Freunde verraten.«

»Die Templer?«

»Ja.«

Ich warf dem Abbé einen fragenden Blick zu, und Bloch nickte mir zu. Es war also so gewesen, er hatte die Templer verraten, und es mußte ein schwerwiegender Verrat gewesen sein. »Wollen Sie darüber in Einzelheiten mit uns sprechen?« fragte ich ihn.

»Warum nicht? Ich habe mich blenden lassen. Ich bin ausgestiegen. Andere haben mich gelockt. Ich geriet an die Gruppe der Templer, die so völlig anders lebten. Sie dienten nicht mehr den Idealen, wie ich sie gekannt habe. Sie schlugen einen anderen Weg ein, und ich erfuhr von der Faszination Baphomets. Er war plötzlich mein Gott oder Götze. Ich habe alles vergessen, was mir einmal hoch und heilig gewesen ist, und so geriet ich in den Mahlstrom des Bösen und kam einfach nicht daraus hervor. Baphomet bestimmte mein Leben, Baphomet war die Person, um die sich alles drehte. Er war stets in mir, ich dachte nur an ihn, und wurde zu einem seiner Streiter. Ich tötete, John, ja, ich tötete in seinem Auftrag andere Menschen.«

Jetzt war es heraus, und er wartete auf eine Reaktion meinerseits. Ich blieb ruhig. Ich gab keinen Kommentar ab, ich machte ihm auch keinen Vorwurf, sondern nickte nur und bat ihn, weiterzuerzählen.

»Ich bin ein Mörder!«

»Wen töteten Sie?«
»Gute Menschen«, flüsterte er. »Ich habe Jagd auf Baphomets Feinde gemacht. Ich habe sie umgebracht, und das will mir nicht in den Kopf.«
»Und man hat sie nicht erwischt?«
»Nein, ich war der Killer mit dem Schalldämpfer. Es ist nicht nur in Frankreich passiert, auch in anderen Ländern bin ich aktiv gewesen, und ich war nicht der einzige. Es gab noch andere, die so dachten wie ich. Das wurde mir immer gesagt, Beweise kann ich keine dafür liefern.«
»Leider stimmt es«, sagte der Abbé.
»Aber Sie haben doch aufgehört - oder?« fragte ich.
Er senkte den Kopf.
»Haben Sie das nicht?«
Durch die Nase holte er wieder Luft. »Ich bin noch nicht raus, obwohl ich dieses Kinderheim leite. Ich habe noch immer die Waffe. Sie können mich immer wieder holen, und ich weiß auch, daß man hinter mir her ist. Es gibt da einen… einen… ich weiß auch nicht, wie ich sagen soll. Es gibt einen Töter, einen Rächer, der sich uns Verräter vornimmt.«
»Da muß ich ihm zustimmen, John«, sagte der Abbé.
»Und wer ist es?«
Bloch hob die Schultern. Seltsamerweise glaubte ich ihm das nicht so recht, aber ich fragte auch nicht nach. Statt dessen wandte ich mich wieder an Lacombe. »Sie haben vor diesem Rächer Angst?«
»Auch.«
»Vor wem noch?«
»Vor meinen eigenen Freunden, vor den Baphomet-Templern, denn ich hatte ihnen klargemacht, daß ich aussteigen werde. Aber das wollen sie nicht zulassen. Sie haben mir Bedenkzeit gegeben, und ich habe mir eine Arbeit suchen können. Ich weiß sogar von einem Priester, der wieder in den Schoß der Kirche geflüchtet ist, dann aber doch erwischt wurde.«
»Von den Baphomet-Leuten?«
»Nein, ihn traf der Rächer!«
»Kopfschuß«, sagte der Abbé, »aus sehr kurzer Distanz. Man hat Roger Crisson nicht die Spur einer Chance gelassen. Das Geschäft ist gnadenlos geworden, John. Rücksicht kennt da niemand, das will ich dir sagen.«
»Auf wen kommt es denn an? Auf die Baphomet-Diener oder auf den einsamen Rächer?«
»Zunächst einmal auf ihn.«
»Also sollen wir ihn jagen.«
»So ist es.«

»Und Sie, Joseph, erwarten ihn. Kann ich davon ausgehen, daß Sie in dieser Nacht mit ihm gerechnet haben. Daß Sie uns für ihn gehalten haben?«

»Das stimmt.«

»Sie wollen sich wehren.«

»Ich muß es tun, ich will mich nicht so einfach abschlachten lassen. Es geht mir einfach gegen den Strich. Ich will einen Schlußstrich unter meine Vergangenheit ziehen. Ich weiß, daß ich meine Taten, die ich im Namen dieses Dämon begangen habe, nicht ungeschehen machen kann, aber ich möchte mich davon distanzieren. Ich will nicht mehr in den Kreislauf hineingeraten. Ich habe meine jetzige Heimat verlassen, ich habe mich weglocken lassen, aber ich bin wieder zur Besinnung gekommen. Dabei rechnete ich, daß mich die Templer um Baphomet vernichten würden, sie taten es nicht, nein, sie taten es nicht. Statt dessen hörte ich von diesem Rächer, und ich weiß nicht mal, wie er aussieht. Ich habe nur von ihm gehört, denn es bestehen noch Verbindungen zu anderen Aussteigern, denen es ähnlich ergangen ist wie mir.« Er trank sein Glas hastig leer und stöhnte auf. »Einige hatte es schon erwischt, denke ich, zumindest bekam ich keine Verbindung, und in meiner Panik wußte ich mir keinen anderen Rat mehr, als mich an den Abbé zu wenden. Ich kannte ihn aus meiner Zeit bei den Templern, obwohl ich nicht zu seinem Kreis gehörte. Wir haben ein langes Gespräch geführt. Ich erhoffte mir von ihm Hilfe, Schutz, und er hätte mich sicherlich auch in seinem Haus aufgenommen, doch ich hatte inzwischen eine andere Aufgabe gefunden. Ich mußte mich ja um meine Kinder kümmern, also steckte ich in einer Zwickmühle…«

»Die wir versuchen werden zu öffnen«, sagte Bloch.

»Wie denn?«

»Wir haben hier einen Helfer bekommen, wie er besser nicht sein kann, Joseph.«

Ich hörte das Lob, was mir ein wenig peinlich war, deshalb schaute ich zur Seite.

»Was soll er tun?« hörte ich Joseph fragen.

»Er wird zumindest in deiner Nähe bleiben. Wenn du so willst, sieh ihn als Schutzengel an. Du wirst bald zwei davon haben, denn zum Glück hast du Suko nicht erwischt.«

Lacombe richtete sich auf und preßte seine Hände gegen die Wangen. Er verdrehte die Augen. »Lacombe ist ein Killer. Himmel, ich bereue so viel in meinem Leben. Ich weiß, daß ich nicht der einzige bin. Andere haben sich auch nach den Taten verstecken können. Sie kehrten sogar in Pfarrstellen auf dem Lande zurück, wo eigentlich niemand hingehen wollte, aber auch sie mußten mit ihrer Vergangenheit und mit ihren Gewissen leben. Kann man das überhaupt?«

»Konnten *Sie* es?« fragte ich ihn.

Lacombe ließ die Arme sinken. Er starrte ihnen nach und blickte dann auf seine Hände, die starr auf den Oberschenkeln lagen. »Schwer«, flüsterte er, »sehr schwer. Ich habe Zeiten hinter mir, da… da… kann man kaum darüber reden. Die wünsche ich keinem Menschen, das können Sie mir glauben. Es waren schreckliche Tage und Nächte, angefüllt mit Vorwürfen, mit Angst und fürchterlichen Gedanken. Und ich bin noch immer nicht aus dem Schneider, das weiß ich. Man hat mich ins Visier genommen. Irgendeine Kraft ist mir auf den Fersen.« Er sprang plötzlich auf, lief zum Fenster, öffnete es und deutete in die Dunkelheit. »Schaut euch dort um. Ihr seht nichts, ich sehe auch nichts, aber ich weiß verdammt gut, daß er bereits lauert. Ich spüre es. Er ist in der Nähe. Er wartete nur darauf, zuschlagen zu können. Die Gelegenheit muß günstig sein, nur dann kann er es packen, verflucht noch mal.«

»Wir sind bei Ihnen, Joseph.«

»Das ist mir kein Trost, John.« Er sprach weiter und schaute dabei hinaus. »Wissen Sie, daß ich hier einen taktischen Fehler begehe? Ich stehe voll im Licht. Wenn draußen jemand in einer guten Deckung lauert, kann er seine Waffe heben und mich kurzerhand abknallen. Zack und peng. Einfach so, verflucht!«

»Das stimmt.«

»Sehen Sie. Ich habe keine Angst um mein schäbiges Leben. Zumindest nicht in diesem Augenblick. Da sage ich mir einfach, daß ich es verdient habe. Ich will nicht mehr kämpfen. Ich bin ausgelaugt, zu alt und auch zu schwach.« Er strich über seinen weißen Haarkranz, drehte sich wieder um und fragte, weshalb wir nicht lachten.

»Uns ist danach nicht zumute«, meinte der Abbé.

»Ihr nehmt mich ernst?«

»Dann hätte ich John und Suko nicht extra aus London kommen lassen, Joseph.«

»Und was sollen wir jetzt unternehmen? Weiß einer von euch, wie es weitergehen soll?«

Meine Antwort erschreckte ihn, als ich sagte: »Wir werden auf den Killer warten müssen.«

Er schluckte. Dann schaute er den Abbé an, danach wieder mich. »Hier auf ihn warten?«

»Wie auch immer.«

»Nein«, sagte Bloch, »das ist nicht nötig. Was hast du hier zu versäumen, Joseph?«

»Wie meinst du das?«

»Du läßt nichts zurück. Deine Kinder sind in einem Ferienlager in der Normandie.. Du kannst dein Haus also verlassen, und du kannst auch, wenn du willst, Ramona mitnehmen.«

»Wohin denn?«
»In unser Kloster.«
»Ihr wollt mich bei euch in Alet-les-Bains aufnehmen?«
»Ja, Platz genug haben wir.«
»Aber das wird zu einem Problem werden. Ich kann dich und deine Brüder in Lebensgefahr bringen. Du darfst nicht vergessen, wer mir auf der Spur ist. Nicht nur der Rächer, auch die falschen Freunde werden mich noch nicht aufgegeben haben.«
»Glaubst du nicht?« fragte der Abbé lächelnd, »daß wir die falschen von den echten Freunden unterscheiden können? Das glaube ich schon. Aber eines solltest du auch wissen. Wenn wir dich aufnehmen, hat das etwas mit Menschenliebe zu tun, aber nicht alles. Es ist auch Kalkül, denn du bist in diesem Fall ein Lockvogel.«
»Das weiß ich, und damit habe ich mich auch abgefunden.«
»Dann ist es gut.«
»Aber wie willst du ihn stoppen? Er ist kein normaler Mensch. Er ist mit übermächtigen Kräften ausgerüstet. Er ist kalt, er ist grausam, er geht über Leichen.«
»Stimmt.« Bloch lächelte. »Aber auch wir haben unsere Waffen, und wenn es nur ein harmlos aussehender Würfel ist.« Bei diesen Worten holte er den Würfel des Heils hervor und präsentierte ihn.
Ich hatte genug gehört, und es würde nicht viel Sinn ergeben, wenn ich nicht länger bei ihnen blieb.
Außerdem war da noch Suko, um den ich mich kümmern mußte, und ich erklärte den beiden, daß ich nach ihm schauen wollte.
»Ist gut, John, geh schon, wir kommen zurecht.«
»Dann bis gleich.«
»Ja…«

***

Ich ging durch den nur mäßig erhellten Flur und hatte den Eindruck, von zahlreichen Gespenstern umgeben zu sein. Es mochte auch an der stickigen Luft liegen.
An der entsprechenden Tür klopfte ich an und betrat das Zimmer. Ramona war noch da. Sie hatte das Fenster geöffnet und saß neben dem Bett, auf dem Suko lag. Als ich eintrat, drehte sie den Kopf.
Ich schloß die Tür. »Wie sieht es aus?«
Sie hob die Schultern.
»Nicht gut?«
»Ich weiß es nicht. Er ist so still.« Sie deutete auf den neben ihr stehenden Erste-Hilfe-Kasten. »Ich habe die Wunde gesäubert und alles getan, was in meinen bescheidenen Kräften stand, aber er liegt noch immer in tiefer Bewußtlosigkeit.«
»Leider.« Ich holte mir einen zweiten Stuhl herbei. Er war für ein

Kind passend, für mich aber zu klein. Über dem Bett bewegte sich im leichten Luftzug ein buntes Mobile. Der Schein einer kleinen Leuchte verteilte sich über Sukos Gestalt bis hin zu seinem Gesicht, das mir in seiner Blässe und Starre so fremd vorkam. Ich legte eine Hand auf seine Stirn. Sie fühlte sich trocken an. Wahrscheinlich hatte Ramona den Schweiß abgetupft. Suko atmete, aber es war kaum zu hören.

Ramona sprach mich an. »Haben Sie eine Ahnung, was mit ihm geschehen soll? Wir können ihn ja nicht für Tage hier liegenlassen. Ich meine, es geht schon, falls es keine andere Möglichkeit gibt, aber ich bin doch ein wenig skeptisch.«

»Wir werden ihn mitnehmen.«

»Transportieren?«

»So ist es.«

»Was gefährlich sein kann. Vielleicht ist in seinem Kopf etwas zerstört worden, das einen Transport nicht zuläßt. Ich möchte dafür die Verantwortung nicht übernehmen.«

Möglicherweise hatte Ramona recht. Aber was sollte ich tun? Ich steckte ebenfalls in einer Zwickmühle, nicht nur Joseph Lacombe.

Und dann geschah das Wunder. Urplötzlich zuckten Sukos Augenlider, und einen Moment später schaute er mich an.

»Suko!« flüsterte ich.

Auch Ramona war zusammengeschreckt. Sie saß da mit offenem Mund und konnte die Veränderung nicht begreifen. Sie hatte alles getan und auch die Wunde mit einem Pflaster bedeckt, aber einen Erfolg wie diesen hatte sie nicht erreichen können.

Der Blick meines Freundes war nicht normal. Er kam mir nach innen gerichtet vor, als wäre Suko dabei, über einen intensiven Traum nachzudenken, der ihm während seiner Bewußtlosigkeit überfallen hatte. Er mußte mich sehen, doch er gab mit keiner Regung zu erkennen, daß er mich auch erkannte.

Ich versuchte es mit einem Lächeln. Bei Suko erlebte ich keine Reaktion. Dann sprach ich ihn wieder an. Vielleicht schaffte er es ja, sich auf meine Stimme zu konzentrieren.

Er bewegte den Mund, wollte mir etwas sagen, und ich konnte mir auch schon denken, was es war.

»Bitte, Ramona, besorgen Sie ein Glas Wasser, wenn möglich.«

»Ja, gern.«

Ich wartete, bis sie mir das Glas reichte. Sukos Verhalten zeigte keine Veränderung. Es gab auch kein Anzeichen dafür, daß er einen tiefen Schmerz spürte. Er lag einfach nur da und reagierte wenig später rein mechanisch, als das Wasser seine Lippen benetzte. Er trank es mit kleinen Schlucken, und ich hoffte nun, daß er auch wieder sprechen konnte.

Als das Glas leer war, sah ich zum erstenmal ein Lächeln auf seinen

Lippen. Und ich hörte, wie er meinen Namen flüsterte. Die Stimme war nicht mehr als ein Hauch.

»John…«

Ich beugte mich tiefer. Ramona hielt sich im Hintergrund auf. Sie stand dort wie ein Schattenbild.

Der Wind wehte durch das Fenster und spielte mit ihren Locken.

»Okay, ich bin hier.«

»Ja, ja, ich sehe dich. Nur so verschwommen, weißt du?«

»Klar, Alter.«

»Ich spüre in meinem Kopf ein Brennen«, sagte er langsam und monoton. »Als hätte jemand dort hineingestochen, mit einem Messer oder, so.«

»Klar, ich verstehe.«

Suko legte eine Pause ein. Sicherlich grübelte er über seine nächsten Worte nach. »Es ist alles so schwer für mich, die Erinnerung zurückzufinden. Ich bin plötzlich in ein tiefes Loch gefallen, und alles brach über mir zusammen. Das war schlimm, ich war kein Mensch mehr, ich lag in der Schwärze. Hat man wirklich auf mich geschossen? Es fällt mir schwer, mich zu erinnern.«

»Ja, du hast einen Streifschuß am Kopf abbekommen.«

»Deshalb das Brennen.«

»Du wirst es überstehen«, sagte ich lächelnd. »Bei deinem Eisenschädel.«

»Sicher ein guter Witz…«

»Nein, keiner…«

»Das war noch nicht alles, John«, flüsterte Suko. »Mit mir ist etwas passiert, gegen das ich mich nicht wehren konnte. Es hat mich aufgewühlt, obwohl ich bewußtlos war. Da muß sich etwas von mir gelöst haben, denn ich hatte plötzlich ein gesteigertes Wahrnehmungsvermögen, und ich muß einfach mit dir über die Dinge sprechen, die ich sah. Es war verrückt, aber es entspricht den Tatsachen.«

»Willst du es sofort tun?«

»Jetzt und hier.«

»Dann bitte, ich höre dir zu…«

»Eine Gefahr, John, auf uns kommt eine schreckliche Gefahr zu. Sie hat sich nicht bei dir gemeldet, nur bei mir, aber sie war so verflucht intensiv. Sie war wie ein gewaltiger Felsen, der immer näher und näher gerollt ist. Er drehte sich auf mich zu, er war kurz davor, auf mich herabzufallen. Es war eine Ahnung, eine Warnung, die ich mit dem Wort Tod umschreiben kann. Der Tod ist unterwegs, John, und ich denke, daß er schon sehr nahe bei uns ist.«

»Das glaubst du?«

»Ich weiß es, John!«

»Hast du noch etwas gesehen?«
»Nein, nur gespürt. Der Tod… er… er… kann viele Formen annehmen, und in einer Form wird er sich uns nähern. Wir müssen auf der Hut sein.« Suko lächelte gequält. »Komisch, allmählich kehrt die Erinnerung wieder zurück. Ich weiß, was hier vorgefallen ist. Ich weiß alles. Es steht klar vor mir. Wenn nur die verfluchten Schmerzen nicht wären, dann könnte ich dir zur Seite stehen.«
»Du bleibst liegen.«
»Wie lange denn?«
»Ich weiß es noch nicht.«
»Was ist mit diesem Joseph La…?« Mehr fiel ihm nicht von dem Namen ein.
»Lacombe geht es gut. Der Abbé ist bei ihm.«
Suko umklammerte mit der Rechten mein Handgelenk. »John, wir dürfen nicht länger hier an diesem Ort bleiben, wir müssen verschwinden, und zwar so schnell wie möglich. Ich werde mitgehen. Du kannst mich auf den Rücksitz des Autos legen, der ist breit und lang genug. Tu mir den Gefallen - bitte.«
»Wir werden es versuchen.«
»Nicht nur versuchen. Denk an die Gefahr, die ich sah, die ich…« Es hatte ihn überanstrengt. Sukos Augen fielen zu. Gleichzeitig verlor sich seine Stimme, und wieder war es die Bewußtlosigkeit, die einen Sieg über ihn errungen hatte.
Ich erhob mich. Auch in Ramona kam Bewegung. Mit vor der Brust verschränkten Armen löste sie sich vom Fenster. »Bitte, John, fragen sie mich jetzt nicht, was richtig oder falsch ist. Ich weiß es nämlich nicht.«
»Ich auch nicht, wenn Sie das beruhigt. Aber Sie haben Sukos Worte mitbekommen?«
»Jedes.«
»Ich möchte Sie nicht fragen, wie Sie dazu stehen. Sie können darüber lächeln oder nicht, aber in diesem Fall achte ich schon auf seine Warnung. Sie stimmt irgendwo auch mit dem überein, was ich von ihrem Onkel erfahren habe.«
»Er leidet unter starken Ängsten.«
»Nicht zu unrecht.«
»Kennen Sie seine Vergangenheit?«
Ramona hob die Schultern. »Einiges, längst nicht alles. Das kannein Manko sein.«
»Das weiß ich nicht genau«, sagte ich, und nun war ich es, der an das offene Fenster trat und hinaus in die Nacht schaute.
Suko hatte von dieser tödlichen Gefahr gesprochen, die in der Nähe lauern sollte. Sosehr ich mich auch anstrengte, ich sah sie nicht. Die Schwärze war der perfekte Schutz für alles Grausame, das diesen

Mantel ausnutzte. Ich mußte an den Rächer denken, von dem Lacombe gesprochen hatte.

Wer war er? Wie sah er aus? Hatte er den Schutz der Finsternis ausgenutzt, um am Haus entlangzuschleichen?

Wenn ja, dann hielt er sich zurück. Durch nichts war er zu erkennen, keine Tat, kein Geräusch.

Die Stille war bedrückend.

Ich drehte mich wieder um und hörte Ramonas Frage. »Haben Sie einen Entschluß gefaßt?«

»Sicher. Wir fahren.«

»Ich auch?«

»Es wäre besser, wenn Sie bei Ihrem Onkel bleiben. Der Abbé hat ihm eine Heimstatt angeboten. Sie können sich in der nächsten Zeit in Alet-les-Bains verstecken.«

»Das ist ziemlich weit weg.«

»Keine Sorge, wir werden es schon schaffen.«

Ramona lächelte scheu. »Wie Sie meinen. Bleibt mir denn noch genügend Zeit, die Koffer zu packen?«

»Klar, die haben Sie.«

***

Eine halbe Stunde später hatten wir es so gut wie geschafft. Da waren die Koffer gepackt, und Ramona hatte auch den Wagen aus der kleinen Garage gefahren. Er stand noch auf dem schmalen Weg, der zum Grundstück gehörte und den Hang hinabführte. Unser Leihfahrzeug, ein Renault 19, hatte auf der Straße seinen Parkplatz gefunden. Ich wollte ihn erst holen, um Suko und mir die Mühe der doch relativ langen Strecke zu ersparen, ließ es auf Anraten meines Freundes dann bleiben, denn Suko hatte es geschafft, aus eigener Kraft auf die Beine zu kommen. Er war wirklich ein harter Knochen, und er biß im wahrsten Sinne des Wortes die Zähne zusammen, als er, auf mich gestützt, das Haus verließ.

Unterwegs fragte er mich: »Du hast doch alles behalten, was ich dir sagte - oder?«

»Selbstverständlich.«

»Hast du etwas entdecken können? Ist dir was aufgefallen?«

»Nein.«

»Dann kommt es oder er noch, John. Das ist sicher wie das Amen in der Kirche. Er ist auf dem Weg…«

»Ich kann es nicht bestätigen, aber ich glaube es dir.«

»Verdammt, das mußt du auch!« knirschte mein Freund.

Wir gingen sehr langsam. Auf dem Hang war es nicht einfach für Suko, sich auf den Beinen zu halten, aber er gab nicht auf. Dieser Mann brachte eine Energie auf die Beine, die mir allen Respekt

abnötigte.

Als wir den Wagen schließlich erreicht hatten, wo Bloch und Lacombe bereits warteten, war Suko doch froh, sich legen zu können. Joseph wußte nicht, was er sagen sollte, er schämte sich und drehte sich zur Seite. Dabei preßte er eine Handfläche gegen die Stirn.

»Es ist schon gut«, hörte ich den Abbé murmeln. »Wie ich Suko kenne, wird er für deine Reaktion sogar so etwas wie Verständnis haben.«

»Meinst du?«

»Da bin ich mir sicher.«

Ich beugte mich in den Fond und blickte Suko an. »Bist du okay? Geht es dir besser…?«

»Ich bin okay, nur den Umständen entsprechend. Du kannst allerdings nicht von mir verlangen, daß ich aktiv eingreife, sollte es zur Auseinandersetzung kommen.«

»Das brauchst du auch nicht. Wichtig ist nur, daß du in der Nähe bist und wieder gesund zu Shao zurückkehrst.«

»Meinst du?«

»Klar doch.«

Er verzog die Lippen, dann schloß er die Augen, und als ich sein Lächeln sah, glaubte ich daran, daß sich seine Gedanken jetzt um die in London zurückgebliebene Shao drehten.

Leise schloß ich die Tür. Vom Haus her, das über uns lag, tanzte ein bleiches Lichtgespenst nach unten. Es waren die eingeschalteten Scheinwerfer des kleinen Wagens, den Ramona fuhr. Sehr bald schon schwang das Licht herum, und die junge Frau stoppte ihr Fahrzeug hinter dem unserigen. Sie fuhr einen hellen Fiat Tipo, stieg aus und redete leise auf ihren Onkel ein.

Der Abbé kam zu mir. Ich hatte ihn über Sukos Warnung informiert, und er kam jetzt wieder auf das Thema zurück. »Wir sollten die Worte ernst nehmen, obwohl ich bei meinem Würfel nichts gespürt habe. Noch nichts«, schränkte er ein. »Das kann sich ändern.«

»Wir werden darauf reagieren, wenn es soweit ist. Wie sieht es mit der Verteilung aus? Ich würde Joseph Lacombe gern bei mir im Auto haben. Da der Rücksitz belegt ist, müßtest du mit Ramona fahren.«

»Das ist kein Problem.«

»Gut.«

Natürlich war auch Ramona einverstanden, und so verteilten wir uns auf die Fahrzeuge. Ich wollte mit dem größeren Wagen die Spitze übernehmen, und ich wußte auch, wie ich zu fahren hatte. Es waren noch sehr viele Kilometer bis Alet-les-Bains, ein Weg, der uns über keine Autobahn, sondern dreißig Meilen durch die Provinz führen würde. Auf Landstraßen mit zahlreichen Kurven, wo wir nicht sehr schnell vorankamen.

Bevor ich startete, schaute ich zurück.

Suko grinste mich an. »Tja, man hat schon seine Last mit einem Kranken, denke ich.«

»Ich gewöhne mich daran.«

»So lange will ich nicht aus dem Rennen sein, John.«

Da gab ich ihm recht. Ich drehte den Zündschlüssel, und der Motor sprang sofort an. Neben mir saß Joseph Lacombe so bewegungslos wie eine Puppe, aber ungemein angespannt, die Hände um seine Oberschenkel gelegt und sich daran festhaltend. Sein Blick war starr, dennoch lauerte in seinen Augen die Angst, das hatte ich beim Einsteigen gesehen, und es würde sich nicht geändert haben.

In den folgenden zehn Minuten sprach keiner von uns. Ich konzentrierte mich auf das Fahren und auf eine Straße, deren Belag nicht zu dem Besten zählte, was aufzubieten war. Es gab kleine Mulden und Löcher, die sich hin und wieder mit glatten, normalen Abschnitten abwechselten. Von der Landschaft sahen wir nicht viel. Sie umgab uns wie eine mit dunklen Tüchern bedeckte Filmkulisse.

Nur hin und wieder, wenn wir in die Kurven fuhren, riß das bleiche Licht der Scheinwerfer diese Kulisse auf.

»Sie sollten sich etwas entspannen, Joseph.«

Er lachte leise. »Wie denn?«

»Versuchen Sie einfach, den Krampf zu vermeiden. Nehmen Sie, wenn möglich, eine lockere Sitzhaltung an. Schaffen Sie das?«

»Kaum.«

»Versuchen Sie es.«

Er nickte und sprach doch vom Gegenteil. »Er wird kommen, John, ich bin davon überzeugt. Nicht die Diener des Dämons Baphomet, sondern der verfluchte Rächer. Die anderen wissen genau, daß sie nichts zu tun brauchen. Sie können ihm alles überlassen. Er ist schnell, er weiß Bescheid, er ist wie ein Phantom in der Dunkelheit.«

»Noch haben wir ihn nicht gesehen. Es ist alles Theorie, Joseph.«

»Nein, nein. Sind die anderen Toten auch eine Theorie? Warum hat der Abbé euch beiden denn Bescheid gegeben - warum? Doch nicht, weil alles nur die reine Theorie ist. Nein, da steckt mehr dahinter, viel mehr, das kann ich Ihnen versichern.«

»Wer hat ihn gesehen?«

»Ich habe keine Ahnung.«

»Sie wissen nicht, wie er aussieht?«

»So ist es.«

Suko hatte unser Gespräch verfolgt und meldete sich vom Rücksitz her. »Aber er ist da, John, verlaß dich auf Joseph. Ich habe ihn sogar in meiner tiefen Bewußtlosigkeit gespürt. Er muß da sein.«

»Gut, richten wir uns auf ihn ein.«

»Und wie?« fragte mich Joseph.

»Wenn wir ihn als böse ansehen, müssen wir ihm das genaue Gegenteil davon präsentieren.« Nach diesen Worten holte ich mit einer Hand mein Kreuz hervor und ließ es frei vor meiner Brust baumeln.

Joseph bedachte es von der Seite mit einem scheuen Blick. Dann sagte er leise: »Es ist prächtig.«

»Ich bin auch stolz darauf.«

»Darf ich es berühren?«

»Wenn Sie wollen.«

Er streckte den linken Arm aus und ließ seine Fingerspitzen über das Metall gleiten. Als er die Hand wieder zurückzog, atmete er tief ein. »Da ist etwas gewesen«, sagte er leise. »Ich habe es genau mitbekommen. Dieses Kreuz hat was.«

»Stimmt.«

»Ich fühle mich aber nicht besser.«

»So schnell kann es nicht gehen.«

Lacombe hob die Schultern und senkte danach den Kopf. Er machte den Eindruck eines Menschen, der sich entschlossen hatte, in einen Schlaf zu fallen.

Schweigend setzten wir unsere Fahrt fort. Bisher hatte uns die Straße noch durch keinen Ort geführt, was sich allerdings jetzt änderte. Nur wenige Lichter brannten hinter den Fenstern der Häuser, die sich auf dem hügeligen Gelände verteilten. Die meisten Menschen lagen im Bett. Nur vor zwei Lokalen hatten sich junge Leute versammelt, die unseren beiden Wagen nahezu erstaunt nachschauten, als könnten sie nicht begreifen, daß jemand um diese Nachtzeit noch durch ihr Dorf fuhr.

Ich hatte versucht, meine Gefühle auszuschalten, was mir nicht ganz gelungen war. Zwar kam ich mir vor wie in Watte gepackt, gleichzeitig aber stand ich innerlich unter einem starken Spannungsbogen, der jeden Moment reißen konnte.

Noch aber hielt er.

Wir erreichten das Ende der Ortschaft. Und hier teilte sich auch die Straße. Ich fuhr langsamer und warf zugleich einen Blick in den Rückspiegel, weil ich am Blinklicht des anderen Wagens erkennen wollte, in welche Richtung wir mußten.

Wir mußten nach rechts.

Ich ließ das Fenster nach unten gleiten, streckte einen Arm aus und winkte das Dankeschön den beiden anderen zu. Die Strecke führte bergauf. Ich war schon einige Male in dieser Gegend gewesen und rechnete damit, daß wir allmählich in das hügelige und auch etwas höher liegende Gebiet um Alet-les-Bains gelangten. Über uns spannte sich noch immer der Sternenhimmel wie ein dunkles, leicht löchriges Tuch und ein voller Halbmond beobachtete die Welt.

Die Einsamkeit schluckte uns wieder. Auch hier lag der Staub auf den

Straßen, der Sommer war einfach zu trocken und heiß gewesen. Das Land lechzte nach Regen, nach Unmengen von Wasser, damit endlich die breiten Risse im Boden verschwanden.

Auch Joseph Lacombe redete wieder. Was er sagte, gefiel mir überhaupt nicht: »Die Gefahr ist da!«

»Wieso?«

»Sie ist nahe.«

»Was hat Sie dazu bewogen?«

»Halten Sie an!«

Als er es sagte, flackerte am Wagen hinter uns das Licht einige Male. Da wollte mir jemand ein Zeichen geben.

Ich stoppte.

Zwei Sekunden später fielen aus dem Dunkel an der linken Seite die Schüsse, und zwei Kugeln zerfetzten den linken Vorder- und den linken Hinterreifen…

***

»Sie sind unruhig, Abbé«, sagte die junge Ramona und erntete keinen Widerspruch. Sie wollte aber mehr wissen, deshalb hakte sie nach. »Warum sind Sie nervös? Was ist passiert?«

»Nichts.«

»Gute Antwort.«

»Aber nicht so aufzufassen, wie ich sie gesagt habe. Noch ist nichts passiert.«

»Rechnen Sie denn damit?«

»Stärker als bei unserer Abfahrt.«

»Pardon, Abbé, mich kann das nicht überzeugen, wenn ich ehrlich bin. Ich hätte eher damit gerechnet, daß in der letzten Ortschaft etwas geschehen wäre, aber da sind wir glatt durchgekommen. Und jetzt haben wir schon die Hälfte der Strecke hinter uns, denke ich. Das sollte doch Hoffnung geben.«

»In diesem Fall wohl nicht«, widersprach der Abbé. »Vergessen Sie nie, daß wir es hier mit Kräften zu tun haben, die wir nicht kontrollieren können. Sie sind uns Menschen über, und dies schon seit Beginn der menschlichen Evolution, wenn ich das einmal so sagen darf.«

»Meinen Sie?«

»Darauf können Sie sich verlassen, Ramona.«

»Das ist mir zu hoch.«

»Nicht jeder muß sich glücklicherweise damit auseinandersetzen. Seien Sie froh darum.«

Ramona schwieg, schielte hin und wieder aber zu dem Abbé auf dem Beifahrersitz hin und sah, daß dieser wieder seinen seltsamen Würfel hervorgeholt hatte und ihn zwischen seinen Handflächen hielt.

Ramona wußte nicht, was sie davon halten sollte. Einerseits sah er normal aus, auf der anderen Seite war er ihr fremd, denn auf seinen Oberflächen fehlten die Punkte. Sie waren glatt, hatten eine violette Farbe, und der Würfel selbst schien so etwas wie einen Tiefgang zu besitzen, in den der Betrachter hineinschauen konnte.

Die Neugierde siegte, und deshalb fragte Ramona: »Was tun Sie«

»Ich bin dabei, etwas auszulotsen.«

»Dann suchen Sie nach dieser Gefahr?«

»So ist es.«

»Durch den Würfel?«

Bloch lächelte. »Lassen Sie sich durch ihn nicht ablenken, bitte. Er ist etwas für mich, Sie würden ihn kaum verstehen. Sehen Sie ihn bitte positiv für uns beide.«

»Es fällt mir schwer.«

»Verlassen Sie sich darauf.«

Der Abbé hoffte, nicht mehr mit Fragen traktiert zu werden, denn er mußte sich jetzt konzentrieren.

Er hielt den Würfel fest, er hatte einen Kontakt zu ihm bekommen, und er spürte sehr deutlich, daß sich in ihrem Inneren etwas regte.

Er sandte Signale ab…

Der Abbé war der Empfänger. Diese Ströme durchfuhren ihn und erreichten auch sein Gehirn. Dort setzten sie sich fest und formierten sich zu einer Botschaft. Dabei hielt Bloch den Blick nach unten gesenkt, damit er direkt auf die Fläche schauen konnte.

Im Wagen war es bis auf das Licht der Armaturenbeleuchtung dunkel. Es reichte leider nicht aus, um den Würfel auszuloten, wie es der Abbé ansonsten gewohnt war. Er mußte mehr erraten, daß sich im Innern etwas tat und die Struktur dort eine Bewegung gefunden hatte, die nicht vorauszuberechnen war.

Helle Streifen durchwanderten die dunklere Farbe. Es waren Schlieren, es waren die Botschafter, die Katalysatoren einer gewissen Nachricht, die nur dem Abbé zugänglich war.

Auch Bloch blieb von diesen Vorgängen nicht unbeeindruckt. Die Kraft des Würfels blieb nicht nur auf ihn beschränkt, sie verließ die Außenhaut und drang in den Körper des Besitzers ein, wo sie sich ihren Weg bis hin zum Gehirn bahnte.

Er schloß die Augen.

Manchmal zeigte ihm der Würfel auch Bilder, aber diesmal übermittelte er nichts dergleichen. Er schoß nur eine Warnung ab, und sie deutete auf eine große Gefahr hin.

Noch war sie entfernt.

Es blieb nicht so.

Sie kam näher und näher…

Der Abbé stöhnte leise, was von Ramona gehört wurde. »Haben Sie

was, Abbé?«
»Fahren Sie weiter - nein…«
»Gut.«
Er war da. Bloch war sich absolut sicher. Er hätte alles verwettet. Er irrte sich nicht. Er würde angreifen, und der Abbé zwang sich dazu, seine Augen zu öffnen, um nach draußen zu schauen.
Dort war nichts zu erkennen. Schatten flossen vorbei, so daß die Gegend aussah, als würden ihre Einzelteile miteinander zu starren Formationen verschmelzen.
»Geben Sie ein Zeichen, Ramona! Geben Sie ein Zeichen!«
»Wem denn? Wie denn?«
»Den anderen. Die Lichthupe. Sie müssen stoppen. Sofort!«
Ramona tat es. Die Signale wurden von den Insassen des vor ihnen fahrenden Wagen bemerkt, und sie reagierten richtig.
Der Renault stoppte!
Da fielen die Schüsse!

***

Ich wollte, ich wäre mir wie im Märchen oder wie im Traum vorgekommen, aber das war nicht der Fall. Ich hockte hier in der Realität und wußte sehr genau, daß auf uns geschossen worden war und wir mit nur zwei Reifen nicht mehr weiterfahren konnten. Die anderen beiden waren platt. Hier war Endstation!
Ich hatte das Licht der Scheinwerfer gelöscht. In der Dunkelheit hockten wir und waren auch von der Finsternis der Nacht umgeben wie von einem Gefängnis.
Ich dachte daran, daß der unheimliche Schütze in einer besseren Position war, er brauchte nur durch die Scheiben zu schießen und konnte sich darauf verlassen, daß er uns irgendwann traf.
»Wir müssen raus«, sagte ich.
»Aber…«
»Joseph, stoßen Sie die Tür auf.« Bevor er das noch tat, drehte ich am Deckenlicht, so daß es nicht aufleuchtete, wenn die Tür geöffnet wurde.
Auf der dem Schützen abgewandten Seite drückte sich zuerst der zitternde Joseph Lacombe ins Freie, dann folgte ich ebenso vorsichtig, nur Suko blieb im Wagen liegen.
»Ich verteidige hier die Stellung, John. Laß mich mal in Ruhe. Vielleicht kann ich auch eingreifen. Holt euch den Hundesohn!«
»Darauf kannst du dich verlassen.«
Ich schloß die Fahrertür nicht ganz.
Dicht daneben blieben Joseph und ich hocken, darauf lauernd, daß noch ein weiterer Schuß abgefeuert wurde.
Das geschah nicht.

Es blieb still.
Der Killer rührte sich nicht. Er hockte in seiner dunklen Deckung am Rand der Straße und wartete sicherlich darauf, daß wir ihm ein neues Ziel boten. Den Gefallen taten wir ihm vorerst nicht.
Ich tippte Joseph an und erklärte ihm mit leiser Stimme, daß er auf jeden Fall an diesem Platz bleiben mußte. Er durfte sich auf keinen Fall zeigen, das wäre fatal gewesen.
»Wie Sie meinen. Wo wollten Sie hin?«
»Mir den Killer holen.«
»Gott, das schaffen Sie nicht.«
»Abwarten.« Noch war es nicht soweit. Hinter uns hatte das zweite Auto angehalten, und die Fahrerin hatte die Scheinwerfer gelöscht. Ich blickte gegen die Frontscheibe und glaubte, hinter dem dunklen Glas die Gesichter zu erkennen.
Ich gab ihnen ein Zeichen, den Wagen zu verlassen. Zumindest der Abbé hatte mich verstanden. Er nickte, dann öffnete er die Tür, die Innenbeleuchtung strahlte auf, sie kam mir in diesem Augenblick so verdammt hell vor, und ich zerquetschte mühsam einen Fluch zwischen den Zähnen. Zum Glück hatte Bloch mitgedacht. Er knipste sie rasch aus, so konnte er im Dunkeln den kleinen Fiat verlassen. Mit zischelnder Stimme flüsterte er Ramona etwas zu.
Auch sie kroch aus dem Wagen, ebenfalls aus der dem Schützen abgewandten Seite.
Bloch hockte neben mir. »Ich habe es gespürt, John. Der Würfel hat es mir mitgeteilt. Ich konnte euch im letzten Moment noch warnen, aber es war wohl zu spät.«
»Niemand ist verletzt, doch zwei Reifen sind getroffen worden.«
»Das heißt, wir hängen fest.«
»Wir zumindest.«
»Dieser Killer ist unwahrscheinlich, John. Er ist schnell, er ist raffiniert. Er hat uns verfolgen können, und er wußte über unsere Aktionen Bescheid.«
»Alles klar.«
Bloch räusperte sich. »John«, sagte er mit einer etwas verändert klingenden Stimme. »Ich glaube, daß ich dir etwas sagen muß.. Es tut mir leid, daß ich erst jetzt… aber ich… ich habe mich nicht getraut. Ich habe auch an einen Irrtum geglaubt.«
»Irrtum - wobei?«
»Ich denke, ich kenne ihn!«
»Den Rächer, meinst du?«
»Ja.«
Für einen Moment kriegte ich einen trockenen Hals. »Das ist ein Hammer. Wer ist es denn?«
»Du kennst ihn auch, denke ich.«

Blochs Stimme hatte sich dermaßen verändert, daß in mir schon ein Gefühl der Beklemmung hochstieg. Wenn er so redete, mußte er vor einer ungeheuren Entdeckung stehen.

Nur kam er nicht mehr dazu, mir Näheres zu erklären, denn ungefähr an der Stelle, von wo die Schüsse gefallen sein mußten, veränderte sich etwas. Dort tanzte plötzlich ein schwacher, aber dennoch heller Schein durch die Finsternis der Nacht. Er zeichnete einen bestimmten Weg nach, er war auch nicht strahlend hell, und ich konnte mir ebenfalls nicht vorstellen, daß er von einer Lichtquelle stammte, ich sah ihn eher als Spiegelreflex an.

Das war der Rächer!

Natürlich hatte mir der Abbé etwas sagen wollen, das hatte ich nun vergessen, denn der Rächer war jetzt wichtiger. Ich bewegte mich auch geduckt an Joseph Lacombe vorbei, der mich aber nicht ansprach und nur dorthin starrte, wo sich die Helligkeit abzeichnete.

Die vordere Kante der Kühlerhaube gab mir noch Deckung. Ansonsten war die Sicht für mich frei, und meine Blicke tasteten an der gegenüberliegenden Seite durch das Gelände, wo der Gegner lauerte.

Er blieb noch dort.

Zeit verrann. Ich wartete und hatte mich auf dieses Nervenspiel eingelassen.

Josephs Angst war zu spüren. Er kniete auf dem Boden, stöhnte leise und zitterte auch. Er bat um seine Waffe, die ich ihm aber nicht gab, weil ich nicht glaubte, daß sie gegen diesen Rächer etwas nutzte. Er war einfach anders. Obwohl ich ihn noch nicht gesehen hatte, war er schon jetzt für mich ein Feind aus einer anderen Dimension.

Kam er endlich?

Nein, er ließ sich Zeit.

Die aber hatte ich nicht mehr. Es gibt Momente, da muß sich ein Mensch schnell entscheiden. Und diese gehörten dazu. Natürlich war es riskant, die Fahrbahn zu überqueren, auch wenn sie nicht sehr breit war, aber es blieb mir keine andere Möglichkeit.

Noch einmal holte ich Luft, Konzentration auf den großen Augenblick. Dann startete ich.

Im Zickzack hetzte ich über die Fahrbahn hinweg. Es war ein Lauf, der dem Wegrennen eines Hasen glich. Ich war schnell, ich rechnete mit Schüssen, die nicht erfolgten, und ich hatte leider den Graben an der anderen Seite vergessen.

Mit dem rechten Fuß zuerst sprang ich hinein, knickte weg und stürzte.

Staub umgab mich, kein Wasser. Trockene Zweige kratzten über die Kleidung und durch mein Gesicht, als ich mich von der Stelle wegbewegte, an der ich gelandet war.

Kein Schuß war gefallen. Niemand verursachte Geräusche, ich ausgenommen, als ich durch den Graben wanderte und ihn dann verließ. Dort war es heller, glaubte ich zumindest.

Vor mir stieg das Gelände an. Es war mit trockenem Buschwerk bewachsen. Grashalme zitterten im Wind, und ich richtete mich langsam auf, um besser sehen zu können. Ich war darauf gefaßt, ihn zwischen die Finger zu bekommen, egal, um wen es sich handelte.

Als ich stand, hing mein Kreuz offen vor der Brust, und die rechte Hand lag auch auf dem Griff der Beretta.

Direkt vor mir war es am hellsten. Da schimmerte der unheimliche Rächer durch die Dunkelheit, wurde aber noch von einem fächerförmig wachsenden Busch gedeckt.

Den drückte er zu Seite.

Nun sah ich ihn ganz. Und plötzlich konnte ich die letzte Reaktion des Abbés verstehen. Denn was da vor mir stand, war unbegreiflich. Es wollte mir nicht in den Kopf.

Es war ein silbernes Skelett.

Hector de Valois.

Mein Ahnherr, mein Vorfahre, denn ich war vor langer Zeit einmal er gewesen.

Hector de Valois - ein Führer der Templer. Aber auch ein grausamer Mörder…?

***

Eine Frage, die sich mir automatisch stellte, und die ich auch nicht aus meinem Innern vertreiben wollte. Gleichzeitig kamen mir andere Bilder in den Sinn. Ich sah die Kathedrale der Angst vor mir, diese enge Schlucht, die tief in ein Bergmassiv hineinschnitt und so etwas wie eine Sackgasse war.

In dieser Sackgasse und an deren Ende hatte das silberne Skelett des ehemaligen Templer-Führers Hector de Valois seine endgültige Ruhestätte gefunden, noch immer verehrt von den Templern, die auf dem rechten Pfad gingen, aber jetzt hatte das silberne Skelett diese Grabstätte verlassen. Warum?

Es war im Prinzip nicht ungewöhnlich, daß es einen Ausflug unternahm. Aber nicht, um sich eine Waffe zu besorgen, weil es damit Morde begehen wollte. In seiner Knochenhand sah ich einen Revolver, dessen Stahl fast ebenso hell schimmerte wie das Skelett. Ich sah deutlich die Trommel des Revolvers und fragte mich, wie viele Kugeln noch in diesem drehbaren Zylinder steckten.

Es war ein Sechsschüsser. Zwei Kugeln hatte er hier verfeuert, also vier, falls nicht nachgeladen worden war.

Es waren verrückte Gedanken, die mir durch den Kopf schossen und auch in diesem Fall gar nicht wichtig waren.

Der silbrig schimmernde Knochenkörper tat nichts. Er stand da und starrte mich an, falls man bei den leeren Augenhöhlen überhaupt von einem Starren sprechen konnte. Da es sich etwas erhöht aufhielt, wirkte es auf mich noch größer als in der Realität. Ein Mensch, der nicht mit Dingen befaßt war, wie sie in meinem Job üblich waren, hätte sicherlich panische Angst bekommen.

Ich dachte an die Waffen, die ich bei mir trug. Zum einen das Kreuz, zum anderen die mit geweihten Silberkugeln geladene Beretta. Waffen, die ich gegen meine Feinde einsetzte, aber war dieses silberne Skelett des Hector de Valois tatsächlich ein Feind?

Es war ein Mörder, das stand fest. Und es würde auch immer wieder versuchen zu töten, denn für dieses Wesen gab es einen triftigen Grund. Es waren die Verräter aus den Reihen der Templer, die zwar zurückgekehrt waren, was aber von dem Skelett nicht hatte akzeptiert werden können.

Wie sollte ich mich verhalten? Es ansprechen? Versuchen, auf eine Antwort zu hoffen. Ich konnte mit diesem Relikt aus der Vergangenheit kommunizieren, allerdings auf einer anderen Ebene. Nur brauchte ich mir keine Gedanken darüber mehr zu machen, denn Hector selbst war es, der Verbindung mit mir aufnahm.

Ich spürte seine Botschaft in meinem Kopf. Sie wurde mir auf diese Art und Weise vermittelt, und die Worte waren wie Tropfen, die in mein Gehirn drangen.

»Ich will nur ihn! Ich will nur den Verräter. Ihr anderen sollt fahren. Auch du…«

»Nein, wir…«

»Fahrt! Ich gebe euch genau eine Viertelstunde Zeit. Dann seid ihr verschwunden und habt den Verräter zurückgelassen. Fahrt mit der Frau weg. Schnell weg…«

Er hatte es auf seine Art und Weise mitgeteilt, und ich sah jetzt, wie er sich drehte.

Hector de Valois wandte mir seinen knöchernen Rücken zu. Ich war bereit, auf diese Gestalt zu schießen, hatte schon die Beretta angehoben, als ich spürte, wie schwer mein Arm plötzlich wurde.

Er sackte tiefer, und ich schoß nicht.

Das Skelett ging.

Es hatte auch keinen Sinn, eine Silberkugel in den Knochenkörper zu jagen, sie hätte ihn von einer Tat nicht abhalten können. Aber das Ultimatum stand.

Ich drehte mich um und wollte über den Graben zurück auf die Straße springen. An deren Rand stand Abbé Bloch. Er schaute zu mir hoch. Selbst in der Dunkelheit entdeckte ich die Qual auf seinem Gesicht.

»Du hast es gewußt, nicht wahr?« fragte ich.

Er nickte…

***

Ich schloß für einen Moment die Augen. Diese Zeitspanne brauchte ich einfach, um wieder Herr über mich selbst und meine Gedanken zu werden. Sie sollten nicht abirren, ich mußte mich konzentrieren, ich wollte Fragen stellen, die mir auf dem Herzen brannten, und ich hörte die Stimme des Abbés.

»John, ich muß mich bei dir entschuldigen, aber ich wußte mir keinen anderen Rat. Hättest du mir geglaubt, wenn ich es dir gesagt hätte? Wäre das so gewesen?«

»Wahrscheinlich nicht.«

»Eben.«

Ich öffnete die Augen wieder, und es hatte sich nichts verändert. »Wie lange hast du es schon gewußt?«

»Seit einigen Tagen. Es gab eine Zeugin, die das silberne Skelett aus einem Pfarrhaus hat kommen sehen. Es hat den Pfarrer dort mit einem Kopfschuß tot zurückgelassen, und ich wagte auch nicht, an den Aussagen der Frau zu zweifeln. Wie recht sie hatte, hast du eben bewiesen bekommen.«

»Es ist also Hector de Valois«, murmelte ich und schüttelte den Kopf, weil ich es noch immer nicht fassen konnte. »Himmel, wie habe ich ihn nur falsch eingeschätzt.«

»Hast du das tatsächlich, John? Das glaube ich nicht. Keiner von uns ist überhaupt in der Lage, ein Wesen einzuschätzen, das seit einigen Hundert Jahren tot ist.«

»Das stimmt.«

»Viel haben wir beide nicht von ihm gewußt…«

»Doch, Abbé. Er war ein Gerechter. Er stand auf der richtigen Seite. Er haßte Baphomet.«

»Das stimmt alles. Nur war der Gerechtigkeitssinn vor einigen Hundert Jahren wohl ein anderer als heute. Das mußt du auch bedenken. Die Zeiten haben sich geändert, die Menschen ebenfalls. Sie haben sich gegenseitig angepaßt, und Hector de Valois ist nur den Weg gegangen, den er noch immer für den richtigen hält.«

»Ich kann ihn nicht akzeptieren.«

Bloch hob die Schultern. Ihm fiel es wohl leichter. Dann wollte er wissen, weshalb das Skelett verschwunden war.

»Wir hatten Kontakt miteinander. Auf telepathischer Ebene wurde ich angesprochen, und mir wurde ein Ultimatum gestellt. Wir haben eine Viertelstunde Zeit, um zu verschwinden, aber einen Menschen müssen wir hier zurücklassen.«

»Joseph!«

»Ja.« Ich ballte eine Hand zur Faust. »De Valois will sich den Verräter

holen. Ich weiß nicht genau, was dieser Lacombe in seiner Zeit getan hat, als er auf Baphomets Seite stand, für Hector jedoch muß es verdammt schlimm gewesen sein.«

Der Abbé schwieg. »Es gibt keinen anderen Ausweg?«

»Nein. Ich habe es versucht, er ließ sich nicht beirren. Zum erstenmal spürte ich, als ich ihm gegenüberstand, keinen Respekt, keine Ehrfurcht, sondern beinahe kalte Feindschaft. Und diese Tatsache hat mich schon bedrückt.«

»Ja, das glaube ich dir.«

»Wenn wir nicht gehen, wird er uns ebenfalls töten. So habe ich die Sache gesehen.«

Bloch schwieg. Er hätte noch viel sagen können, es wäre nichts konkretes dabei herausgekommen, und so mußten wir uns einfach damit abfinden, daß Hector de Valois der Sieger geblieben war. Vorerst zumindest. Ich wußte auch nicht, wie ich dies ändern konnte.

Mit einem Sprung setzte ich über den Straßengraben hinweg und blieb neben Bloch stehen. Von den anderen wurden wir beobachtet, selbst Suko hatte sich so weit aufgerichtet, daß er durch die Scheibe schauen konnte. Natürlich hatten Lacombe und seine Nichte den Rächer gesehen, und sicherlich brannten ihnen die Fragen auf der Zunge, aber es war ihnen gleichzeitig anzusehen, daß sie sich vor den Antworten fürchteten.

Ohne eine Lösung gefunden zu haben, ging ich langsam auf Nichte und Onkel zu. Ramona stellte mir mit kraftloser Stimme eine Frage. »Sagen Sie nicht, John, daß Sie es geschafft haben, das Skelett zu vertreiben.«

»Nein, es ist von sich aus gegangen.«

»Oh.«

»Aber es wird zurückkehren. An seinem Plan hat sich dabei nichts geändert.«

»Das heißt, es will meinen Onkel.«

»Genau.«

Ich ließ den beiden etwas Zeit. Joseph klammerte sich an seine Nichte fest. Suko hatte die Fondtür des Renault geöffnet und sich schräg hingesetzt. Die Füße hatte er auf die Straße gestellt. Auch er war gespannt, und ich berichtete mit leiser Stimme von dem Ultimatum.

Er erschreckte alle Anwesenden. Selbst der Abbé, der Bescheid wußte, wurde noch einmal blaß. In Josephs Augen lag ein fiebriger Ausdruck. Die Angst war wie eine Zange, und dann stellte er die entscheidende Frage: »Flucht hat wohl keinen Sinn?«

»Stimmt.«

»Was dann?«

Ich schaute auf meine Uhr. »Wenn ich das richtig gesehen habe,

bleiben uns noch gute sechs Minuten. Ich denke, wir sollten zu einer Entscheidung kommen. Einen Wagen müssen wir hierlassen, wir werden mit dem kleinen Fiat fahren.«

»Und ich bleibe zurück?« keuchte Joseph.

»So ist es.«

Ramona griff ein. »Das können Sie nicht machen, John. Himmel, das ist unmöglich und gleichzeitig Beihilfe zum Mord.«

»Ich weiß.«

Sie funkelte mich aus ihren dunklen Kirschaugen an. »Und sie tun es trotzdem?«

»Ja.«

»Warum?«

»Weil wir sonst alle sterben werden.«

Sie schwieg, dachte nach und kam schließlich zu einem Entschluß. »Gut, wie Sie meinen.« Sie warf mir die Autoschlüssel zu. »Die Feiglinge können fahren, ich aber bleibe bei meinem Onkel. Tun Sie uns noch einen Gefallen, Sinclair, und geben Sie uns die Waffe zurück. Wenn mein Onkel nicht in der Lage ist, sich zu verteidigen, werde ich es tun. Ist das in Ihrem Sinne?«

»Überhaupt nicht. Sie werden mitkommen, Ramona, und Ihr Onkel wird allein zurückbleiben.« Ich richtete meine Waffe auf sie. »Und jetzt steigen Sie ein!«

Ramona wollte es nicht glauben. Sie holte geräuschvoll Luft. Erst dann konnte sie sprechen. »Sie feiger Hund, Sie! Deshalb sind Sie aus London geholt worden, um hier zu kneifen? Sie…«

»Einsteigen!«

Das tat sie, aber sie zerrte ihren Onkel mit, wogegen ich etwas hatte. Mit der Waffe schlug ich gegen ihren Arm. »Er bleibt hier«, sagte ich mit harter Stimme.

»Mörder!« brüllte sie. Trotz der gezogenen Waffe schlug sie mir ins Gesicht.

Okay, der Schlag brannte auf meiner Wange, aber ich gab um keinen Deut nach und schubste sie in ihren Fiat hinein. Suko nahm wieder auf dem Rücksitz Platz. Ramona fing an zu weinen, auch der Abbé bedachte mich mit keinem Blick, und ich kam mir plötzlich wie ein Schwein vor und ziemlich allein.

Genau eine Minute vor Ablauf des Ultimatums startete ich den Wagen. Ich fuhr sehr schnell an, die Reifen radierten über den Asphalt, und Joseph ließen wir zurück.

Jeder, der die schwankende Gestalt sah, mußte das Gefühl haben eine lebende Leiche zurückzulassen…

***

Joseph Lacombe stand da und hatte den Kopf nach rechts gedreht. Er

schaute dem schon wegrasenden Wagen nach und sah, wie die Heckleuchten in der Dunkelheit verglühten. Der Fiat verschwand um die nächste Kurve, und nur das Geräusch seines aufheulenden Motors wehte noch als Echo durch die Stille.

Lacombe war allein.

Sekundenlang war es ihm nicht möglich, dies zu begreifen. Er fühle sich nicht nur wie abgestellt, er hatte gleichzeitig den Eindruck, aus zwei Hälften zu bestehen.

Einer normalen und einer zweiten, die neben ihm stand. Nur wußte er nicht, welche Hälfte zu wem gehörte, und in seinem Gehirn bewegten sich auch zwei Gedankenabläufe.

Der eine erklärte ihm, daß es besser wäre, jetzt die Flucht zu ergreifen, der andere sprach davon, daß alles keinen Sinn hatte und er sich dem Schicksal stellen mußte.

Dem Tod!

Sein Herz schlug aufgeregt. Die Beine waren weich geworden. Er nahm die Gerüche der Nacht nicht mehr normal wahr. Alles hatte sich für ihn unter einem Schleier zurückgezogen.

Ein Rascheln in der Nähe erschreckte ihn. Dann sah er, wie eine kleine Feldmaus über die Straße huschte und im dichten Gras der anderen Seite verschwand.

Stille…

Poch… poch… poch…

Es war sein eigenes Herz, das so schmerzhaft klopfte. Es hämmerte gegen die Rippen und er verspürte leichte Schmerzen Das Atmen wurde ihm zur Qual. Wenn er Luft holte, tat es ihm weh. Kälte kroch durch seine Beine.

Das Blut war dicker geworden. Er hätte sich am liebsten hingelegt, das aber tat er auch nicht, und er wußte, daß er dem Schicksal gegenüber wehrlos war.

Dann sah er das silbrige Schimmern. Es war ein sich bewegender Schein, genau an der Stelle, wo er auch beim erstenmal erschienen war. Er kroch über den Boden, erreichte die Kuppen der winzigen Hügel, malte die Gräser bleich an und die Sträucher ebenso, bevor er sich in die Höhe erhob und Joseph sehen konnte, was dort drüben stand.

Sein Mörder, das silberne Skelett mit dem Revolver in der rechten Knochenhand.

Nicht weit entfernt, nur eine Straßenbreite. Dort lauerte der Tod. Wenn das silberne Skelett schoß, würde es selbst in der Dunkelheit sein Opfer nicht verfehlen können.

Und Joseph konnte sich vorstellen, daß die Kugeln für ihn längst gegossen waren. Er hatte sich schwere Verfehlungen geleistet, er war den falschen Weg gegangen, seinetwegen waren auch Menschen ums

Leben gekommen, daran glaubte er fest, obwohl ihm die direkten Beweise fehlten, und er wußte auch, daß die Mächtigen um den Dämon Baphomet keine Gnade kannten. Wie auch die andere Seite nicht. Das silberne Skelett war kein Baphomet-Diener, er hatte nie von ihm gehört, aber wo sollte er es dann einsortieren?

Lacombe schaute zu, wie das silberne Skelett den Graben mit einem lässigen Sprung überwand.

Dann stand es auf der Straße. Sein Kopf bewegte sich nach links und nach rechts, weil es prüfen wollte, ob die Luft auch rein war.

Niemand war zu sehen. Alle hatten eine zu große Angst vor dem Skelett und Lacombe im Stich gelassen. Er stand dem knöchernen Rächer allein gegenüber.

Der trat den ersten Schritt nach vorn. Lacombe schaute auf den Kopf des Knochenmannes. Noch immer konnte er sich nicht vorstellen, daß eine derartige Gestalt tatsächlich existierte. In Geisterbahnen erschreckte man Besucher mit künstlichen Skeletten, in Wirklichkeit gab es sie nicht. Erst recht nicht lebend.

Der nächste Schritt, dann wieder einer. Der rechte Arm des silbernen Knochenmannes schwang mit.

Die Waffe ebenfalls. Er hielt sie nicht gegen Lacombe gerichtet, dieses Wesen war sich seiner Sache einfach zu sicher. Es wußte genau, was es zu tun hatte. Es war der Herrscher.

Die Knochen sahen zwar starr aus, sie bewegten sich trotzdem geschmeidig wie Gummi. Es war kein Klappern oder Klirren zu hören, keine harten Geräusche, auch kein Schleifen der Füße. Es ging wie ein Mensch, auch wenn sein Skelettkörper aussah wie mit einem Metalliclack überzogen.

Joseph Lacombe fragte sich, was er tun sollte. Es vielleicht noch einmal mit Worten versuchen?

Bitten, betteln, flehen und der Gestalt sagen, wie leid es ihm tat? Reue zeigen - war das der richtige Weg, um noch einmal mit dem Leben davonzukommen?

Er glaubte nicht daran. Dieses Skelett war kein Mensch, es hatte keine Gefühle. Es kannte nur die Rache, denn es wurde von anderen Kräften gelenkt. Man mußte es akzeptieren, ebenso wie seine verdammte Waffe.

Vor Lacombe blieb der silbrige Knochenmann stehen. In Schußweite und auf der Straße, die einsam lag und um diese Zeit nicht mehr befahren war.

Der Knochenmann an der rechten Seite wies noch nach unten. Der silbrige Knochenschädel nahm Lacombes gesamtes Blickfeld ein. Er konnte nur ihn sehen und auch die leeren Augenhöhlen, die so leer gar nicht waren. Tief im Hintergrund, beinahe schon wie in einem Schacht verborgen, lauerte eine böse Kraft. Eine Strahlung, der sich

der Mann nicht entziehen konnte. Da war etwas Unheimliches, Grauenhaftes, ein Versprechen, das - mit dem Tod endete.

»Ich… ich… habe es nicht gewollt«, flüsterte Lacombe. »Verdammt noch mal, du mußt mir glauben. Ich habe es nicht gewollt. Alles hat ganz anders laufen sollen. Ich bin ein Mensch, der… der… bereut. Ja, ich bereue alles.«

Das Skelett hörte zu. Aber Lacombe fand nicht heraus, ob er auch verstanden worden war, denn eine Reaktion sah er bei seinem makabren Gegenüber nicht.

»Hast du mich gehört?« Er versuchte es wieder. »Ich habe es nicht gewollt. Wirklich nicht.« Seine Worte zitterten, und auch in den Knien spürte er das Zittern.

Keine Antwort.

Schweiß rann über seinen Körper. Schweiß verklebte das Gesicht. Sein Magen zog sich zusammen, und so etwas wie eine erste Todesangst durchfuhr ihn. Er hatte dieses Gefühl noch nie gespürt. Es erschreckte ihn deshalb so stark und machte ihn auch kraftlos, so daß er Mühe hatte, sich überhaupt auf den Beinen zu halten. Dann gaben seine Knie nach. Er sackte in sich zusammen. Die Umgebung war zu einem Kreisel geworden. Schneller, immer schneller, alles drehte sich, und er kam sich vor, wie von einem Windstoß gepackt, der ihn zu Boden drückte.

Als Lacombe wieder einigermaßen klar denken konnte, fand er sich auf dem Boden wieder. Seine Knie drückten hart gegen den Belag der Straße, die Hände ebenfalls, denn er hatte die Arme ausgestreckt und seine Handflächen auf das Pflaster gepreßt.

Er kniete vor dem Grauen. In dieser Haltung bat er seinen schaurigen Mörder um Gnade.

Die würde er nicht kennen.

Joseph atmete schwer. Und bei jedem Atemstoß zuckte auch sein Kopf nach vorn. Er hörte sich weinen. Er wollte es nicht, gleichzeitig aber tat es auch gut.

Noch einmal schrak er zusammen. Das war genau der Moment, als etwas Kaltes ihn berührte. Genau unterhalb des linken Ohres.

Es war die Mündung.

Und Lacombe wußte, daß ihn jetzt nur noch Sekunden vom Tod und damit dem Aus trennten…

***

Ich war gefahren, und ich hörte Ramona fluchen und weinen zugleich. Bei ihrem Temperament und ihrem Gefühlsausbruch glich es schon einem kleinen Wunder, daß sie nicht damit begann, auf mich einzuschlagen. Sie schleuderte mir Schimpfworte an den Kopf, von denen ich nur die Hälfte verstand, was auch sicherlich gut war.

Im Fond saßen der Abbé und Suko. Beide verhielten sich still. Mit Bloch würde ich noch ein Wörtchen zu reden haben, was meinen Ahnherrn Hector de Valois anging. Schließlich hatte er gewußt, daß das silberne Skelett die Kathedrale der Angst verlassen hatte, um sich auf seine Rachetour zu begeben.

Ramona kriegte sich nicht mehr ein. Ich aber starrte nach vorn, und dann sah ich die Lücke. Zum Glück nicht weit entfernt hinter der ersten Kurve. Mit etwas zu hoher Geschwindigkeit und deshalb auch mit quietschenden Reifen setzte ich den Fiat in die Lücke am Straßenrand.

»Was ist jetzt los?« schrie Ramona.

Ich ließ den Gurt an mir vorbei in die Höhe schnellen. »Ich werde wieder zurücklaufen!«

»Bitte was?«

»Ja, zurückgehen! Oder glauben Sie im Ernst, ich würde Ihren Onkel im Stich lassen?« Unter meinem scharfen Blick senkte sie die Augenlider.

»Merde, was war ich nur für eine Idiotin!« Sie wühlte ihre Haare hoch, und ich stieß bereits die Tür auf. »Das haben Sie gesagt, aber ich werde Ihnen nicht widersprechen.« Nach diesen Worten drückte ich die Tür zu und ließ die drei allein.

Auf Suko konnte ich nicht rechnen. Er war noch zu schwach, um schnell und sicher reagieren zu können. Daß dies der Fall sein würde, daran gab es für mich keinen Zweifel.

Ich hatte in der Eile nicht nachrechnen können, wie lange wir gefahren waren. Ich hoffte nur, daß es auf keinen Fall zu weit gewesen war, und ich mußte mich bei meiner Annäherung auch vorsehen, jedenfalls durfte ich nicht laut über die Straße rennen.

Bis zur Kurve tat ich es trotzdem, dann schlug ich mich links der Straße in das staubige Gelände hinein und duckte mich beim Weiterlaufen, um ungefähr die Höhe der Hügelrücken zu erreichen.

Es war still..

Keine Schreie, keine Stimmen.

Auch ich sorgte dafür, so wenig Geräusche wie möglich zu machen. Jetzt gefiel mir der helle Himmel überhaupt nicht, denn ich hätte gern mehr Schatten und Dunkelheit gehabt.

Den Blick hielt ich so gut wie möglich auf das graue Band der Straße gerichtet, denn dort würde sich das Drama abspielen. Manchmal war der Boden steinig und glatt, dann wiederum wuchs trockenes Gras mit scharfen Kanten, als wollte es meine Schuhe an den Seiten einfach aufschlitzen. Ich sah den Schimmer, stoppte sofort und schaute noch einmal hin. Er war tatsächlich vorhanden, ich hatte ihn mir nicht eingebildet, und er befand sich auch nicht mehr außerhalb der Straße, sondern war bereits auf die Fahrbahn gewandert.

Um näher heranzukommen und dabei nicht entdeckt zu werden, drückte ich mich noch tiefer und kroch über den Boden. Es kam darauf an, wer schneller war. Für einige Augenblicke war mir die Sicht auf das Geschehen genommen. Als ich den Gestrüppgürtel passiert hatte und mich aufrichtete, zumindest halbhoch, da konnte ich erkennen, daß der Knöcherne bereits seinen Platz gefunden hatte.

Er stand auf der Straße. Zwar am Rand, aber genau dort, wo wir Lacombe verlassen hatten.

Joseph sprach. Er redete leise. Ich konnte die Worte nicht verstehen, ging allerdings davon aus, daß er um Gnade bat. Da war er bei dem knöchernen Rächer genau an der falschen Adresse. Der würde ihm nicht die Spur einer Chance geben.

Ich mußte noch näher heran. Der Boden war mit Staub und Sand bedeckt. Ich schmeckte das Zeug bereits auf den Lippen. Bevor ich den flachen Hang erreichte, der zum Graben und zur Straße hinführte, blieb ich auf dem Bauch liegen.

Zwar sah ich das Skelett, aber nicht alles. Ich mußte auch herausfinden, was mit dem ehemaligen Templer passiert war. Ich konnte mir auch vorstellen, daß er auf die Knie gefallen war.

Wieder schob ich mich weiter. Staubige Gräser kitzelten mein Gesicht, das aber hatte ich bald überstanden, und endlich fiel mein Blick hinab auf die Straße.

Ich hatte mich nicht geirrt, aber was ich sah, das gefiel mir überhaupt nicht.

Joseph kniete auf der Straße. Der knöcherne Rächer stand da wie eine Gestalt, in der sich Vergangenheit und Zukunft trafen. Die Mündung berührte den Kopf des ehemaligen Templers.

Joseph zitterte. Er hatte Todesangst. Hector de Valois hatte noch nicht abgedrückt, aber der rechte Knochenfinger umschloß bereits den Abzug des Revolvers.

Sekunden höchstens würde es noch dauern.

Da sprach ich ihn an. Es war eine letzte Chance, ein verzweifeltes Bemühen. »Warte noch, Hector…«

***

Nein, ein Skelett konnte nicht erstarren, es war schon starr genug, aber mir kam es so vor, als wäre es erstarrt, denn meine Stimme hatte ihn als scharfes, vom Wind getragenes Flüstern erreicht, und ich erkannte auch an der Haltung seines Kopfes, daß er doch ein wenig durcheinander war.

Hatte er zuvor noch nach unten, auf den Delinquenten geschaut, so hob er nun den Kopf an, um schräg über den Graben hinwegzustarren, wo er mich vermutete.

Leere Augenhöhlen, die trotzdem sehen konnten, denn in ihm steckte

eine Kraft, die ich nicht begriff.

»Nicht schießen!« sagte ich.

Er zögerte.

Das gab mir den Mut, mich wieder aufzurichten. Ich tat es nicht hektisch, sondern vorsichtig und langsam, ohne eine mißzuverstehende Bewegung. Ich hatte die Beretta nicht gezogen, denn ich wollte auf keinen Fall, daß Hector de Valois überreagierte.

Er hatte den Kopf gedreht. Trotz seiner leeren Augenhöhlen wirkte er so, als würde er mich anstarren, und das war möglicherweise auch der Fall. Ich merkte, daß sich zwischen uns so etwas wie ein Band aufbaute, daß wir Verbindung bekamen, und ich erkannte daran, wie oft ich meinem sogenannten Ahnherrn schon gegenübergestanden hatte. Dabei überlegte ich, was ich sonst gespürt oder gefühlt hatte bei diesen relativ seltenen Begegnungen. Es war immer etwas vorhanden gewesen, eine Verstrickung zwischen uns, die durchaus den Begriff Sympathie verdient hatte. Wir waren uns so gleich gewesen, denn auch Hector de Valois hatte einmal zu den Besitzern des Kreuzes gehört.

Nun aber gab es dieses Band nicht.

Zumindest nicht in dieser Form, wie ich sie kannte. Ich spürte zwar etwas und mußte es, so leid es mir auch tat, mit dem Begriff Feindschaft umschreiben.

Wir waren Gegner.

Hector und ich!

Verdammt, wieso? Was mußte in ihm vorgegangen sein, daß es dazu hatte kommen können? Bisher war das silberne Skelett für mich immer so etwas wie eine Hoffnung oder ein im Hintergrund liegender Trumpf gewesen, das aber war nun vorbei. Die Taten der verräterischen Templer mußten Valois ungemein gestört haben.

»Erschieße ihn nicht!« flüsterte ich. »Was immer er auch getan hat, welche Schuld er auch auf sich lud, er war nicht mehr Herr seiner Sinne. Es gab andere Kräfte, die ihn in eine falsche Richtung geleitet hatten. Du selbst weißt, wie mächtig Baphomet ist.«

»Geh!« verlangte er.

Ich sprach normal, er aber meldete sich auf dem Weg der Telepathie.

»Nein, ich bleibe.«

»Du hast nicht gehorcht!«

»Ich gehorche nie, wenn es darum geht, ein Menschenleben zu retten.«

»Dann muß ich dich töten!«

»Versuche es!«

Ich ärgerte mich selbst über meine Antwort, denn die Dinge waren nicht so gelaufen, wie ich sie mir vorgestellt hatte. Es war mir nicht gelungen, die Lage zu entspannen, das lag auch an der Sturheit meines

schaurigen Gegenübers.

Was würde er tun?

Noch hatte ich meine Waffe nicht gezogen. Ich hoffte darauf, daß er es als positiv einschätzte, vielleicht war Hector de Valois doch noch auf den früheren Weg zurückzubringen. Irgendwo glaubte ich noch immer an das Gute im Menschen, doch diese Rechnung war einfach zu naiv. Was sich diese Gestalt einmal vorgenommen hatte, das führte sie auch durch, denn plötzlich löste sich die Mündung des Revolvers vom Kopf des knienden Mannes, und Hector schwang den Revolver hoch.

Er zielte auf mich.

Und er schoß zweimal!

***

Es war gut, daß ich ihn keine Sekunde aus den Augen gelassen hatte. Und ich hatte auch die Bewegung der Waffe richtig verstanden, zudem früh genug.

Und so tauchte ich unter, bevor er den Revolver noch hatte auf mich richten können. Ich lag auf dem staubigen Untergrund, rollte mich von der Stelle weg, zog meine Beretta, während die beiden Schüsse die Stille der Nacht zerrissen.

Die Kugeln trafen mich nicht, aber ich hörte noch einen dritten Schuß und glaubte, kurz zuvor einen Schrei vernommen zu haben.

Ich kam wieder hoch.

Diesmal mit der Beretta. Da hörte ich bereits die harten Tritte auf der Straße.

Das Skelett floh.

Ich schoß ihm nach.

Erst als die Kugel schon unterwegs war, da fiel mir ein, daß ich auf Hector de Valois gefeuert hatte, wußte aber nicht, ob ich ihn getroffen hatte, denn er hetzte weiter und huschte in den Graben auf der anderen Straßenseite hinein, wo er auch verschwand, da er sich sofort hatte zusammensinken lassen.

Ich rutschte in den Graben vor mir hinein, sah dabei den dunklen Fleck auf der Straße. Durch einen schmalen Streifen war sie mit dem Kopf des Joseph Lacombe verbunden, und mir war klar, daß meine Aktion nichts gebracht hatte.

Der dritte Schuß war es gewesen, der Lacombe erwischt hatte. Ein wahnsinniger Zorn strahlte in mir hoch. Er galt mir selbst und dem verdammten Skelett, weil es mir nicht gelungen war, ihn von seiner Tat abzuhalten.

Ich feuerte quer über die Straße hinweg, als ich es noch einmal sah. Es war für einen kurzen Moment erschienen und auch zusammengezuckt. Hatte ich es erwischt?

Es lief weiter.

Mit langen Sätzen tauchte es zwischen die natürliche Deckung des hügeligen Geländes, so daß ich das Nachsehen hatte.

Es gibt Dinge, die weiß man eben. Ich wußte, daß es für mich keinen Sinn hatte, die Verfolgung aufzunehmen, und so blieb ich dort hocken, wo ich war.

Eine winzige Hoffnung leuchtete noch in mir. Suko hatte auch mit einem Kopfschuß getötet werden sollen, bei ihm war es mißlungen. Vielleicht hatte sich das hier bei Lacombe wiederholt.

Ich schaute mir den leblosen Körper an. Die Kopfwunde war groß. Aus nächster Nähe hatte ihn die Kugel erwischt und sein Leben zerstört. Ihm konnte niemand mehr helfen.

Meine Hände ballten sich zu Fäusten. Ich spürte den inneren Druck, und die Furcht ließ mein Herz schneller schlagen. Das Gesicht des Toten zeigte noch ein großes Erstaunen, aber auch die letzte Bitte um eine lebensrettende Hilfe.

Ich hatte sie ihm nicht mehr geben können und fühlte mich als Verlierer. Man konnte eben nicht immer rechtzeitig kommen, das Leben mischte die Karten, und im Spiel des Schicksals bestimmten andere Personen und Mächte die Regeln.

Als letzten Dienst drückte ich dem Toten die Augen zu. Dann richtete ich mich wieder auf.

Genau da erfaßte mich der bleiche Schein. Ich hörte den Wagen heranfahren. Es war Ramonas Fiat, der auch den Renault mit den beiden zerschossenen Reifen passierte und nicht weit von mir entfernt zum Halten gebracht wurde.

Bevor Ramona ausstieg, löschte sie das Licht. Dann kam sie auf mich Zu. Sie schwankte dabei, den Blick mal auf mich und dann wieder auf die leblose Gestalt ihres Onkels gerichtet.

Sie blieb stehen. Hinter ihr stieg der Abbé aus dem kleinen Wagen, und auch Suko verließ den Fiat.

»Du hast es nicht geschafft, wie?« fragte sie und schluchzte dabei.

»Leider nein.«

»Ich will nichts fragen. Ich will dir auch keine Vorwürfe machen, es war wohl am besten, wie du dich verhalten hast.« Sie preßte für einen Moment die Lippen zusammen. »Bitte, laß mich zu ihm!«

Schweigend machte ich Platz.

Zuerst blieb sie neben der Leiche stehen, dann begann ihr Körper zu zittern, und einen Moment später warf sich Ramona zu Boden. Sie weinte und legte ihren Kopf auf die Brust des Toten. Für mich gab es nicht mehr viel zu sagen, in ihrer Trauer konnte ich ihr sowieso nicht helfen, da mußte sie allein durch.

Aber für uns alle gab es eine Zukunft, und die war mit dem silbernen Skelett verbunden. Als ich den Abbé anschaute, senkte dieser den Blick. Er konnte sich wohl vorstellen, was da auf ihn zukam, und er

sagte: »Ich habe es auch nicht ändern können.«
»Aber du wußtest Bescheid.«
»Das stimmt.«
»Und du hast nichts gesagt.«
Bloch hob die Schultern. »Versuche einmal, auch mich zu verstehen, John. Es gab da die Aussage einer Zeugin, und obwohl sie sehr sicher klang, konnte ich einfach nicht glauben, daß es Hector de Valois gewesen sein sollte, der diese Taten begangen hatte. Das Paßte einfach nicht zu ihm, das ging gegen alles, was wir bisher von ihm kannten. Deshalb war ich unsicher. Ich habe euch Bescheid gegeben, ihr seid gekommen, denn ihr solltet ja meine Zeugen sein.« Er hatte während der Worte auch Suko angeschaut, der schräg neben mir stand. »Ich wollte, daß ihr beide unvoreingenommen wart, und das ist mir auch gelungen. Daß sich die Lage dermaßen zuspitzen würde, damit habe ich zwar gerechnet, diesen Gedanken aber so gut wie möglich aus meinem Kopf verbannt.«
»Stimmt wohl.«
»Ist es geflohen?« fragte Suko. Aus seinen Worten sprach wieder der Polizist.
»Ja, und ich konnte es nicht stoppen. Es lief über die Straße.« Ich deutete die Richtung an.
Suko drehte sich langsam um und ging auf den anderen Graben zu. »Du wirst nichts mehr finden«, rief ich ihm nach. »Es ist einfach zu schnell gewesen. Ich habe ihm noch nachgeschossen, weiß aber nicht, ob ich es erwischen konnte.«
»Laß mich trotzdem etwas tun.« Es war typisch für ihn. Obwohl es ihm nicht gutging, wollte er nicht den Leidenden spielen. Dabei bewegte er sich noch immer wie im Zeitlupentempo, und als er die andere Seite erreicht hatte, holte er seine kleine Lampe hervor und leuchtete mit dem scharfen Strahl den Boden ab. Was er suchte, wußten wir nicht, aber wir ließen ihn in Ruhe.
Ramona kam zu uns. »Wir können ihn hier nicht liegenlassen«, sagte sie leise. Mit einem Taschentuch wischte sie die Tränen aus den Augen.
»Ja, das stimmt«, sagte ich.
»Ich bringe ihn zurück zum Haus.«
»Und was machen wir?« fragte der Abbé.
»Das weiß ich noch nicht. Fest steht, daß wir Hector de Valois stellen müssen.«
»Es setzt voraus, daß er ein Ziel hat.«
»Sicher, und wir kennen es. Sein Versteck ist doch hervorragend.«
»Die Kathedrale der Angst.«
»Eben.«
»Mein Fahrzeug ist zu klein. Ich kann euch nicht mitnehmen«,

erklärte Ramona.

»Leider. Zu Fuß können wir auch nicht gehen.«

»Wir sollten uns im letzten Ort einen Wagen besorgen«, schlug der Abbé vor.

»Ist das möglich?«

Er hob die Schultern. »Bei einer genügend hohen Kaution schon, denke ich mal. Vorausgesetzt, wir finden jemand, der um diese Zeit noch auf den Beinen ist.«

Suko kehrte zurück. Als wir sein leises Lachen hörten, war das Thema vorerst für uns gestorben.

»Manchmal ist es schon gut, wenn man sich nützlich macht.« Er hob den linken Arm an und richtete den Strahl der Lampe gegen seine Hand. »Schaut mal her, was ich hier habe.«

Drei Augenpaare konzentrierten sich auf das Fundstück, das zwischen Daumen und Zeigefinger klemmte. Es war eine Scherbe oder sah zumindest so aus wie eine Scherbe. Bei genauerem Hinsehen mußten wir uns von dieser Vorstellung lösen, denn Scherben sahen im Prinzip anders aus. Suko hatte einen breiten Knochensplitter entdeckt, ein Stück Gebein, das sogar silbrig schimmerte.

»Was sagt ihr nun?«

»Ausgezeichnet«, lobte ich ihn.

»Ich fand es im Graben, John. Du mußt ihn mit deiner Kugel erwischt haben.«

»Leider ist er nicht…«

»Sprich nicht weiter, bitte. Wo, so meinst du, hat dieser Splitter einmal gesessen?«

»Hm… er ist gebogen, denke ich.«

»Genau.«

»Am Kopf«, sagte Bloch und strich aufgeregt durch sein weißes Haar. »Die Krümmung weist darauf hin, daß es ein Stück von der Schädelplatte ist oder sein muß.«

»Einverstanden«, sagte Suko. »Was ist mit dir, John?«

»Ich schließe mich an.«

»Wunderbar.« Suko steckte die Scherbe ein. »Jedenfalls wissen wir jetzt, daß der knöcherne Rächer gegen geweihtes Silber immun ist. Man darf ihn nicht unterschätzen.«

Da waren wir uns einig. Wir sprachen auch mit Suko über den Plan, uns ein Auto im zurückliegenden Ort zu besorgen. Er war einverstanden, auch damit, daß Ramona die Leiche ihres Onkels zunächst einmal mit ins Haus nahm. Um die Beerdigung würden sich andere Kümmern, und wir baten sie auch, zunächst einmal die hiesige Polizei aus dem Spiel zu lassen, denn keiner von uns konnte wissen, wie sich der Fall noch entwickelte.

»Dann wollt ihr das Skelett wirklich suchen?« fragte sie.

»Wir müssen es«, erwiderte ich lächelnd.
Sie nickte nur. »Ich muß den Toten einladen«, sagte sie.
Ich half ihr dabei. Sie fing wieder an zu weinen, als wir die Leiche auf den Rücksitz legten Suko hatte den Motor des Renaults gestartet; obwohl nur mehr zwei Reifen intakt waren, wollte er doch fahren. Wir würden zwar viel zerstören, aber schlecht gefahren war noch immer besser als gut gelaufen.
Von Ramona verabschiedeten wir uns. Sie war sicher, daß wir uns noch sehen würden. Dann ließen wir sie fahren, stiegen selbst in den zweiten Wagen und machten uns auf den Rückweg.
Ich dachte daran, daß man immer wieder etwas Neues im Leben durchmachte. Und wenn es nur eine Fahrt mit zwei zerschossenen Autoreifen war…

***

Vor dem Dorf hatten wir den Renault an einer einigermaßen günstigen Stelle stehengelassen, wo er auch nicht sofort entdeckt werden konnte. Er stand jetzt in einem halb zerfallenen Schuppen, dessen rechte Seite völlig offen gewesen war. Mit einer alten Plane hatten wir den Renault sogar noch tarnen können.
Den Rest des Wegs hatten wir dann zu Fuß zurückgelegt. Unsere schlimmste Befürchtung war nicht eingetreten, denn bei diesem trockenen, warmen Wetter auch in der Nacht lagen die Menschen noch nicht in den Betten. Wir ließen dem Abbé den Vortritt, der mit einigen Leuten sprach, die in einem Garten zusammensaßen und im Schein bunter Lampions Wein und Bier tranken.
Ich wurde etwas neidisch auf die Menschen, denn das hätte auch mir gefallen können. Statt dessen aber bewegten wir uns durch die Dunkelheit, um nach einem silbernen Skelett Ausschau zu halten, das sich mordend durch den Schutz der Nacht bewegte.
Ich erkundigte mich auch nach Sukos Befinden und bekam zuerst als Antwort ein Heben der Schultern. »Es geht etwas besser. Ich werde mich schon durchschlagen, alter Junge.«
»Das hoffe ich doch stark.«
Es dauerte nicht lange, da wurde das kleine Gartentor aufgestoßen, und der Abbé erschien wieder.
Eine Frau in mittleren Jahren und mit einem weißen, zu kurzen Kleid bekleidet, war an seiner Seite.
»Madame hat sich bereit erklärt, uns zu helfen«, sagte der Abbé. »Sie wird uns ihren Wagen zur Verfügung stellen.« Er lächelte. »Ohne Kaution.«
»Ja«, bestätigte Madame. »Man soll ja einem Pfarrer helfen.« Sie lachte zu hell. »Vielleicht bringt mich das ein Stück dem Himmel näher und zählt später bei der Abrechnung.«

»Sicher, Madame«, sagte Bloch. Die Frau, die nicht mehr ganz nüchtern war, glaubte es ihm.

Wir mußten an die andere Seite des Hauses gehen, wo eine Zufahrt zu einem Carport führte. Auf der Zufahrt stand ein betagter Simca, der sicherlich schon fünfzehn Jahre auf dem Buckel hatte. Sie schlug mit der Hand auf das hellgrün lackierte Dach. »Dieser Wagen ist zwar alt, aber er ist fit wie ein Turnschuh. Ihr werdet es merken. Die Türen sind offen, und der Schlüssel steckt. Viel Spaß damit!« Sie ging zurück, lachte und verschwand wieder.

»Wie hast du das denn geschafft?« fragte ich unseren Freund.

Bloch lächelte. »Tja, als Geistlicher muß man eben eine gewisse Überzeugungskraft besitzen, sonst lohnt es sich nicht, diesen Beruf zu ergreifen.«

»Da hast du recht«, gab Suko zu.

Wir stiegen ein. Ich übernahm das Lenkrad, schaltete die Gänge probehalber durch und war zufrieden, daß alle wunderbar funktionierten. Der Fahrt stand nichts mehr im Wege, denn auch im Tank befand sich noch genügend Sprit.

Ich setzte rückwärts aus der Zufahrt. Keiner kümmerte sich um uns. Die Menschen feierten weiter.

Uns aber war nicht danach zumute, denn unser nächstes Ziel war ein düsteres, ein geheimnisvolles und unheimliches - die enge Schlucht in den Bergen um Alet-les-Bains, die auch als Kathedrale der Angst bezeichnet wurde.

***

Terribilis est locus iste!

So hatte es einmal auf einer der beiden Säulen gestanden, die den Eingang zur Schlucht markierten.

Dieser Ort ist schrecklich, eine Warnung für alle Mutigen, die die Schlucht betreten wollten, aber die Warnung gab es nicht mehr. Sie war verschwunden, doch die Schlucht bestand nach wie vor, und sie hatte auch ihren alten Namen behalten, eben die Kathedrale der Angst.

Sie lag nicht weit von der kleinen Stadt Alet-les-Bains entfernt, ebenfalls in diesem gewaltigen Hochtal, wo es den Zugang zur Schlucht gab.

Da bestand der Untergrund aus schwarzem Gestein, auf dem kaum ein Grashalm wuchs. Reste eines Vulkanausbruchs, der vor unendlich langer Zeit einmal die Umgebung in eine Feuerhölle verwandelt haben mußte. Jetzt war alles erkaltet, die Schwärze war geblieben, und wir bewegten uns auf einem porösen Boden.

Von Alet-les-Bains war es zwar ein Katzensprung, aber man mußte die Entfernung schon mit einem Wagen überbrücken. Der Fußweg zog

sich doch in die Länge.

Wir waren mit dem Simca gekommen und zuvor nicht in die Hochburg der Templer gefahren.

Die letzten Meter waren wir zu Fuß gegangen, um die Reifen des Autos nicht auf dem Basaltgestein überzustrapazieren. Und nun standen wir vor dem Eingang.

Wie gesagt, die Säulen gab es immer noch. Nur war die ehemalige Schrift verschwunden, nichts warnte den einsamen Wanderer, aber auch so würde es ihn kaum locken, die enge Schlucht zu betreten. Selbst im Bereich des Eingangs war sie einfach zu düster und unheimlich, und ihre Dunkelheit zwischen den Wänden schien sich in der Unendlichkeit anderer Dimensionen zu verlieren.

Für Suko, den Abbé und mich war die Kathedrale der Angst noch immer etwas Besonderes. Ein mit Magie gefülltes Kleinod inmitten einer normalen Welt, aber auch ein Ort der Vergangenheit, der in die Gegenwart hineingesetzt worden war.

Ich wußte am Ende der Schlucht einen Sarg. Und in diesem Sarg lag das silberne Skelett meines Vorfahren Hector de Valois, dieses mächtigen Anführers der Templer, der Geschichte gemacht hatte, um nach seinem Tod in der Kathedrale der Angst seine letzte Ruhestätte zu finden.

Er war tot und lebte trotzdem.

Daß er seinen Sarg verlassen konnte, hatte er uns bewiesen, als er sich gegen Baphomets Totenbrut gestemmt hatte. Er stand voll und ganz auf unserer Seite, und für mich war es ein Rätsel und auch jetzt noch nicht faßbar, daß er seinen Platz verlassen hatte, um abtrünnige Templer hinzurichten, denn nichts anderes waren die beiden Aktionen gewesen. Regelrechte Hinrichtungen.

Meine Freunde ahnten, wie es in mir aussah. Sie stellten die Fragen nicht mit den Mündern, sondern mit den Augen, und sie sahen mein verloren wirkendes Lächeln.

»Willst du hier draußen bleiben?« fragte Suko.

»Auf keinen Fall.«

»Du rechnest auch damit, daß uns Hector de Valois als Feind gegenübersteht?«

»Natürlich. Ich habe mich damit abgefunden. Hätte ich es nicht getan, dann hätte ich auch nicht auf ihn geschossen.«

»Da hat er recht, Suko«, sagte auch der Abbé.

»Okay, dann gehen wir.« Suko war Zwar nicht richtig fit, aber das sollten wir nicht merken, deshalb gab er sich bewußt forsch. Als er seine Lampe hervorgeholt hatte, mußte er sich schon fier einen Moment gegen die Säule lehnen und eine kleine Pause einlegen.

»Bist du okay?« fragte ich.

»Es geht schon wieder.«

Ich machte den Anfang. Der Abbé trug keine Taschenlampe bei sich. Unsere beiden Lichtquellen reichten zudem aus. Auch wenn die Strahlen schmal waren, so rissen sie doch lange Bahnen in die Dunkelheit der engen Schlucht. Ich schaute nach oben, weil ich den Himmel sehen wollte. Es war kaum möglich, denn am Ende schienen die Wände zusammenzuwachsen, so daß selbst die Sterne verschwanden.

Es fiel selbst mir schwer, diesen Ort genau zu bestimmen. Ich hätte das richtige Wort kaum gefunden. War er magisch, mystisch oder auf irgendeine Art und Weise verwunschen?

Hier kam wohl alles zusammen. Jedenfalls war er von einem Geist durchdrungen, der auch von Hector de Valois ausging, der auch positiv war, denn wäre es anders gewesen, hätte es zumindest mein Kreuz gespürt, das offen vor der Brust hing. Es reagierte nicht, es sandte keine Warnung aus, aber es hatte mich auch nicht vor dem silbernen Skelett an der Straße gewarnt, und so maß ich dem nicht viel Bedeutung bei.

Auf der Fahrt zur Kathedrale hatten wir natürlich die Augen offengehalten, aber nicht die Spur eines Schimmers gesehen. Das silberne Skelett hielt sich sehr versteckt, wobei es auch möglich war, daß es wieder einen Platz im Sarg am Ende der Kathedrale eingenommen hatte. Es gab so viele Widersprüche in meiner Rechnung. Ich dachte an das Siegel der Templer, diesen achthundert Jahre alten Stein, der einmal Richard Löwenherz gehört hatte und sich nun als Grabbeigabe im Besitz des silbernen Skeletts befand.

Da kam so vieles zusammen, das auch den toten Hector de Valois zu einer gerechten Person machte, und deshalb verstand ich diese gnadenlose Rachetour nicht.

Etwas mußte sich verändert haben. Eine andere Macht womöglich hatte ihn regelrecht umgepolt, aber wer diese Macht gewesen war, das wußte ich nicht. Da konnten mir auch der Abbé und Suko keinen Rat geben, deren Gedanken sich ebenfalls bestimmt nur um die letzten Stunden drehten.

Auch die dunklen Wände zu beiden Seiten schwiegen. Je tiefer wir in die Schlucht eindrangen, um so enger wurde sie. Bald konnten wir nicht mehr nebeneinander gehen. Die Lichtlanzen, die aus unseren Händen stachen, tanzten im Rhythmus unserer Schritte. Mal glitten sie über den dunklen Boden hinweg, dann wieder flossen sie lautlos an den Wänden entlang, tauchten ein in kleine Risse oder Mulden.

Hier wurden wir mit dem Tod konfrontiert. Hier hatte das Jenseits ein Reich aufgebaut. Wer über viel Phantasie verfügte, konnte sich vorstellen, daß die Luft auch im Jenseits so kalt und klebrig wirkte wie hier zwischen den Wänden.

Es gab keine Hitze. Hier war es immer kühl. Hier blieb der Schauder

permanent auf der Haut, man kam sich verloren auch am Tage vor, denn das Licht reichte nicht bis auf den Grund der Schlucht, dafür waren die Wände einfach zu hoch.

Beim Eintritt in eine alte, fremde Kirche überkam mich oft das gleiche Gefühl wie hier.

Man geht automatisch leiser, man wird ehrfürchtiger, man wartet darauf, daß es zu einer Erscheinung kommt, und man ist hin und wieder enttäuscht, wenn etwas Derartiges nicht eintritt.

Tiefer hinein, immer tiefer. Das Licht wies uns den Weg, und es bekam Platz, denn ab einer gewissen Stelle traten die Wände der Schlucht weiter auseinander und führten hinter dem Ende, wo eben der Sarg mit dem silbernen Skelett stand, wieder zusammen, so daß dieser tiefe Einschnitt in die Bergwelt eine Sackgasse bildete.

Bei uns dreien nahm die Spannung zu. Wir brauchten nicht darüber zu reden, wir spürten es einfach.

Es war dieses Kribbeln auf dem Rücken, das vorsichtige Bewegen, die Eile, endlich das Ziel zu erreichen, aber auch die Vorsicht, die diese Eile wieder ausglich.

Wir sahen die ersten Kerzen.

Wie schwarze Zündhölzer stachen die Dochte in die Höhe. Die Kerzen selbst klebten auf dem Boden, und sie waren bereits die ersten Wegweiser zum eigentlichen Ziel, dem Grab Hectors.

Ich mußte mich stark zusammenreißen, um nicht auf den offenen Sarg zuzulaufen, dessen untere Hälfte vom Licht unserer beiden Lampen erwischt wurde. Noch konnten wir nicht erkennen, ob eine Gestalt in diesem Bett aus Stein lag, das geschah erst, als wir noch einige Schritte näher herangekommen waren.

Es war da.

Es lag wie immer dort, und in den auf der Brust zusammengelegten und trotzdem geöffneten Händen lag das Siegel der Templer.

Jetzt verstand ich gar nichts mehr!

***

Ich hatte einen so trockenen Hals bekommen, daß ich kaum schlucken konnte. Auch sprechen konnte ich nicht, ich starrte einzig und allein das Siegel an, diesen Stein, auf dem mein Kreuz abgebildet war, geradewegs über dem liegenden Halbmond, dem alten Zeichen der Mutter Gottes.

»Das ist er«, sagte Suko.

Ich nickte nur.

»Unmöglich«, flüsterte der Abbé und korrigierte sich. »Nein, es ist unbegreiflich für mich.«

Da hatte er mir aus der Seele gesprochen. Suko und ich strahlten die Gestalt an. Hatte sie bei uns zuvor auf der Straße einen unheimlichen

und beklemmenden Eindruck hinterlassen, so war dies nun vorbei. Ich konnte meinem Ahnherrn nichts Negatives mehr abgewinnen, im Gegenteil, ich merkte, wie ich mich beruhigte, was einzig und allein an diesem für uns so vertrautem Anblick lag.

»Kommst du damit zurecht, John? Kannst du dir vorstellen, daß er ein Mörder ist?«

»Nein.«

»Ich auch nicht«, gab Suko ebenso leise zurück.

»Und doch müssen wir uns damit abfinden«, sagte der Abbé. Er zog ein zerknirschtes Gesicht. In seinen Augen schimmerte es, als würden sich dort Wassertropfen befinden.

Ich blieb nicht mehr an der Stelle stehen und überwand die letzte Distanz.

Ich wollte, wenn eben möglich, eine Reaktion dieses Skeletts erleben. Wir alle wußten ja, daß es zwar tot, aber im Endeffekt nicht tot war. Es konnte sich bewegen, und das hatte es uns auch bewiesen. Hier lag ein Mörder vor mir.

Wirklich ein Mörder?

Es waren nicht die ersten Zweifel, die in mir hochschossen, nur verdichteten sie sich. Ich konnte es einfach nicht glauben, einen Mörder vor mir liegen zu sehen. Ich hielt auch nach dem Revolver Ausschau, der aber war nicht zu sehen. Das wiederum war kein beweis für meine neue Theorie. Er konnte ihn auf dem Weg zum Ziel versteckt haben, um ihn später zu holen, wenn er ihn benötigte.

Das alles wollte ich aus meinen Gedanken vertreiben, als ich mich über die starre Gestalt beugte.

Ich brauchte den Kontakt, ich mußte Hector de Valois anfassen, es war ein Gefühl, das mich zu dieser Aktion zwang, und als ich meine rechte Hand auf die Schädelplatte legte, da durchströmte mich ein warmes Gefühl.

Ein gutes Gefühl, als wäre das Skelett dabei, mir eine Botschaft zu senden, die mich beruhigte. Ich hätte gern einen Kontakt aufgenommen, wie es schon einmal der Fall gewesen war, diesmal klappte es leider nicht. Das Skelett sperrte sich dagegen.

Ich dachte auch daran, daß ich auf diese Gestalt geschossen hatte und fragte mich, ob ich es wieder tun würde. Einfach die Waffe ziehen und ihm eine Kugel in den Schädel jagen.

Nein, das war nicht möglich.

Meine Unsicherheit wuchs. Das merkten auch meine beiden Freunde. Sukos leise Stimme riß mich aus den Gedanken. »John, schau mal her, bitte.«

Noch immer gebückt hob ich den Kopf.

Suko stand da wie schon einmal auf der Straße. Und wieder leuchtete er den halbrunden Knochensplitter zwischen seinen Fingern an. »Es ist

der Beweis, John, du verstehst?«

Pause. Meine Gedanken bewegten sich. »Ja - ja…«, flüsterte ich nach einer Weile. »Ich verstehe…«

»Schau nach!«

Ich bückte mich wieder. Nur nichts überstürzen, in Ruhe nachschauen.

Wir drei waren der Überzeugung gewesen, daß meine Silberkugel einen Splitter von Hectors Schädel gerissen hatte. Aus diesem Grunde untersuchte ich den Kopf sehr genau. Ich hob ihn sogar hoch, um auch die Rückseite betrachten zu können.

»Was ist?«

»Suko.« Ich schüttelte den Kopf, während ich mich aufrichtete und den Kopf langsam wieder sinken ließ, aus Furcht, die Knochen zu zerbrechen. »Da… da… fehlt nichts. Der Kopf ist von keiner Kugel getroffen worden.«

»Und der Körper?«

»Auch nicht. Das hast du doch selbst sehen können. Dieses Skelett ist unversehrt.«

»Was kann das nur bedeuten?«

»Es war nicht Hector den Valois«, sagte der Abbé. »Wir müssen uns darauf einrichten, es mit zwei Skeletten zu tun zu haben. Das ist allerdings ein starkes Stück…«

***

Es stimmte. Wir konnten es drehen und wenden, der Abbé hatte genau das Richtige gesagt. Es gab ein zweites silbernes Skelett, ein Killer-Skelett, das nichts mit einem Hector de Valois zu tun hatte, der vor uns im Sarg lag.

Ich kam mir nicht eben vor wie vor den Kopf geschlagen, aber dies zu verarbeiten, fiel mir schon schwer, den anderen sicherlich auch, obwohl bei mir die Freude darüber überwog, daß mein mystischer Vorfahr unschuldig war.

Es gab also doch noch Regeln und Verhaltensmuster, auf die wir uns verlassen konnten, selbst in diesem gewaltigen Kreisel der magischen Umgebung.

Ich stand auch weiterhin neben dem offenen Sarg und schaute auf meine beiden Freunde. »Wenn wir schon mal soweit sind, kann mir einer von euch sagen, woher dieses andere gekommen ist?«

Suko verneinte leise.

Der Abbé schüttelte den Kopf. »Da bin selbst ich überfragt, aber ich bin trotzdem der Überzeugung, daß wir die Lösung in der Historie der Templer finden.«

»Glaubst du, Abbé?«

»Ja.«

»Das würde ein langes Suchen und Forschen bedeuten«, murmelte ich. »Stellt sich die Frage, ob wir so lange bei dir in Alet-les-Bains bleiben können.«
»Aber wir müssen es finden, John.«
»Keine Frage.«
»Würde dir oder uns der Würfel helfen?« fragte ich.
»Das habe ich schon versucht, aber es ist schwer. Der Würfel zeigte mir die Gefahr an, er hat das zweite Skelett aufgespürt, aber mehr ist nicht erreicht worden. Da muß ich leider passen.«
»Es wird auch nicht herkommen«, sagte Suko. »Dieser Platz ist wirklich zu gefährlich für das Skelett. Ich denke eher, daß es seine Rachetour fortsetzen wird und auch weiterhin die verräterischen Templer sucht, um sie zu töten.«
Ich gab ihm recht und widersprach dennoch. »Das kann so sein, muß aber nicht.«
»Wie kommst du darauf?«
»Ich denke, daß es sich neue Feinde ausgesucht hat.«
»Du meinst uns damit?«
»Ja. Ist es denn so weit hergeholt, wenn ich sage, daß sich das silberne Skelett auf unsere Fersen heftet, um uns mit gezielten Schüssen aus dem Weg zu räumen?«
»Nein. Wenn es wie ein Killer handelt, dann sicherlich nicht.«
»Es hat sich doch so verhalten.«
Suko hob die Schultern. »Mir ist lieber, wenn wir als Zielscheibe dienen, als eine unbeteiligte und nicht vorbereitete Person. Wir können uns darauf einstellen, wir können ihn erwarten und zurückschlagen.«
»Was zur Folge hat, daß ihr noch hier in der Nähe bleiben müßt«, sagte der Abbé.
»So ist es.«
»Gut, dann laßt uns auch gehen.« Er lächelte irgendwie glücklich. »Gästezimmer stehen für Freunde immer bereit.«
Das wußten wir, und wir fühlten uns auch bei den Templern immer sehr wohl. Ich aber machte mir trotzdem meine Gedanken, weil es mir einfach nicht in den Kopf wollte, aus welchen Gründen es ein zweites Skelett gab, das dem des Hector de Valois glich wie einem Zwillingsbruder. Und den hatte er meines Wissens nicht gehabt. Oder ich mußte mich schon sehr täuschen. Das zum einen.
Zum anderen war ich der Meinung, daß wir erst am Fuße des Eisberg gekratzt hatten. Die wahren Ursachen lagen tiefer, sehr viel tiefer unter einer Wasserfläche vergraben, und wir mußten schon tauchen, um ihnen auf die Spur zu kommen.
Bloch und Suko hatten sich bereits abgewandt, als ich noch einen letzten Blick auf das Skelett meines mystischen Ahnherrn warf. Wir

waren plötzlich allein, und ich hatte den Eindruck, als wollte es mit mir Verbindung aufnehmen.

Ich wehrte mich auch nicht dagegen, ich öffnete mich ihm, wartete auf die Übertragung der Gedanken.

Da war auch etwas, aber es kam nicht durch.

Jemand blockierte.

Eine andere, mächtige Kraft.

Zischend stieß ich den Atem aus und sagte flüsternd: »Vielleicht später einmal, mein Freund, vielleicht später…«

Dann folgte ich den beiden Freunden.

***

Ihr Vorsprung war so groß geworden, daß wir erst draußen vor der Schlucht wieder zusammentrafen. Wir hatten die Kühle zwischen den Wänden verlassen, standen in der warmen Nachtluft und spürten auch den Wind, der über das Hochplateau streifte, etwas Staub mit sich führte, aber auch die Gerüche weit entfernter Sommerblumen, die noch einmal aufblühten, bevor sie den Weg des Vergänglichen einschlugen.

Der Abbé war um den Simca herumgegangen. Lächelnd meldete er, daß alles okay war. »Kein Reifen ist zerschossen oder zerstochen worden. Er hat sich zurückgehalten.«

»Dann können wir ja fahren«, sagte Suko.

Ich wollte noch wissen, wie er sich fühlte.

»Müde, John. Ich brauche Schlaf. Du nimmst es mir doch nicht übel, wenn ich eine Runde schlafe?«

»Bestimmt nicht.«

Sehr langsam stieg er ein und verzog dabei auch das Gesicht, denn die Schmerzen schossen sicherlich wie Blitze durch seinen Kopf. »Wir werden uns deine Verletzung noch genauer anschauen. Einer meiner Freunde ist Arzt, ein guter sogar, und wir sind dabei, ihm eine kleine Praxis einzurichten.«

»Ich bin doch ein leichter Fall«, sagte Suko grinsend.

»Und wie.«

»Dann laßt den leichten Fall mal schlafen.« Er machte es sich im Fond des Wagens bequem, und ich hatte wieder den Platz hinter dem Lenkrad eingenommen.

Als wir anfuhren, stellte mir der Abbé eine Frage. »Bist du denn zufrieden, John?«

»Du?«

»In etwa.«

»Da stimme ich zu. Wir wissen jetzt, daß es nicht Hector de Valois gewesen ist, der die Morde begangen hat. Es muß jemand sein, der Bescheid weiß und unmittelbar mit den Templern zu tun hatte. Nicht

einmal hier in der Gegenwart, ich denke eher, daß wir in der Vergangenheit suchen müssen, um zu einer Lösung zu kommen.«

»Die aber in der Gegenwart.«

»Das hoffe ich.«

Ich war sehr langsam gefahren, um Suko zu schonen. Das Licht der Scheinwerfer wies uns den Weg, und ich sah auch, wie sich der Untergrund farblich veränderte. Er blieb nicht mehr so dunkel, sondern wurde heller, ein Zeichen, daß er jetzt mit Steinen bedeckt war. Zwar war er noch nicht eben, der Wagen schaukelte noch immer, aber es legte sich, als wir den schmalen Weg erreichten, der kurze Zeit später bergab führte, nach Alet-les-Bains.

»Es ist ein gutes Gefühl, zu wissen, daß man gleich den Platz erreicht, wo man sich wohl fühlt«, erklärte mir der Abbé. »Manchmal kann ich noch immer nicht glauben, daß die Zeit meiner Blindheit vorbei ist. Für mich ist es wie ein Wunder, und ich bin sehr dankbar dafür, obwohl ich sagen muß, daß mir auch etwas verlorengegangen ist, was ich in der Zeit meiner Blindheit besaß.«

»Was denn?«

»Die Sensibilität der Sinne. Ich kann wieder sehen, ich konzentriere mich darauf, und deshalb ist die Schärfe meines Gehörs und auch die Sensibilität des Unterbewußtseins zurückgegangen. Aber ich bedauere es nicht, da bin ich ehrlich genug. Die Rückkehr des Augenlichts hat mir eben viel gegeben.«

Der Meinung war ich auch. Vor allen Dingen konnte sich der Abbé jetzt wieder direkt um den Aufbau seiner kleinen Templer-Enklave kümmern, die immer mehr Fortschritte machte, auch durch das Geld gewisser Orden gesponsert wurde, aber über dieses Thema sprach der Abbé selbst mit mir nicht.

Die Templer lebten in Alet-les-Bains ziemlich schlicht, aber die Ausrüstung war nicht ohne. So hatte der Computer ebenso Einzug gehalten wie die moderne Telekommunikation.

Ich brauchte nicht mehr über den Ort nachzudenken, ich sah ihn bereits. Von uns aus gesehen wirkten die Häuser so, als wären sie in eine flache Schüssel hineingestellt worden, deren Ränder allerdings auch noch zu Bauland gemacht worden waren, denn dort hatten Bewohner aus den Städten zumeist aus Toulouse - ihre Wochenendhäuser gebaut, was zu dem alten Ort nicht paßte, aber auch nicht mehr geändert werden konnte.

In einigen Häuser brannte noch Licht. Auch in den kleinen Gärten schimmerten helle Flecken. Entweder leuchteten Lampen oder Gartenfackeln verbreiteten ihren unruhigen Schein. Auf uns machten sie den Eindruck zahlreicher in der Dunkelheit schwebender Flecken.

Als wir die ersten Häuser passiert hatten, atmete der Abbé noch einmal auf. »Du wirst mir doch eine kleine Bitte nicht abschlagen,

lieber John Sinclair.«
»Welche denn?«
»Eine Flasche mit herrlich altem Burgunder könnten wir uns gönnen. Ich habe einige davon für besondere Anlässe aufbewahrt, und ich bin der Meinung, daß wir in dieser Nacht einen besonderen Anlaß zu feiern haben. Oder denkst du nicht so?«
»Wenn es ums Feiern geht, bin ich dabei.«
»Und Suko lassen wir schlafen.«
Ich schaute kurz zurück. Mein Freund lag auf dem Rücksitz und schnarchte leise.
»Einverstanden.«
Vor dem Haus hielten wir an. Es war kein hohes, aber ein breites Gebäude.
Der Abbé stieg aus und ging sofort ins Haus. Ich kümmerte mich um Freund Suko und hatte meine redliche Mühe, ihn wach zu bekommen. Er war noch immer halb im Schlaf gefangen, als er aus dem Wagen kletterte und mühsam, von mir gestützt, einen Fuß vor den anderen setzte. So brachte ich ihn ins Haus, wo wir von zwei Templern empfangen wurden, die freudig lächelten, als sie uns sahen.
Schließlich waren wir bei den Leuten bekannt. Sie trugen nicht ihre Kutten mit dem Kreuz auf dem Stoff, sondern waren locker gekleidet, mit Sweatshirts und Jeans.
»Suko schläft ja noch.«
»Nur mit einem Auge.«
»Er muß aber die Treppe hoch.«
Suko hatte mitgehört. »Das schaffe ich schon.«
Die beiden blieben trotzdem an seiner Seite, so brauchte ich mich nicht um meinen Freund zu kümmern. In dem gefliesten Flur fand ich einen Schemel, auf dem ich mich niederließ. Ich mußte mal etwas abschalten, eine kleine Pause einlegen, die letzten Stunden waren ziemlich aufregend gewesen.
Der Abbé war noch nicht zurück, ich streckte die Beine aus, lehnte mich mit dem Rücken gegen die Wand und merkte, wie die Müdigkeit in meinen Körper kroch. Die Glieder wurden schwer, ich stand kurz vor dem Einschlafen, als mich die Stimme des Abbés wieder weckte.
»He, du müder Krieger, wie war das mit dem Schluck?«
Mühsam öffnete ich die Augen und schaute hoch.
Der Abbé stand vor mir. Die entkorkte Weinflasche hielt er in der rechten Hand. Die Öffnung befand sich dicht unter seiner Nase, damit er die Blume des Weines aufnehmen konnte.
»Eigentlich bin ich kaputt«, murmelte ich, »aber versprochen ist versprochen, alter Freund.«
»Das meine ich doch.«
Schwerfällig drückte ich mich aus meiner sitzenden Haltung hoch.

Bloch war schon vorgegangen.

Er marschierte die Treppe hoch, denn in der ersten Etage lagen auch seine Räume. Er bewohnte zwei. Einen Schlafraum und zum anderen einen Arbeitsraum, der gleichzeitig als Wohnraum diente und in dem der geheimnisvolle Knochensessel stand, den ich mit Bill Conollys Geld hatte in New York ersteigern können. Dieser Sessel war die Brücke in eine andere Welt und Zeit. Ich hätte ihn gern öfter ausprobiert, aber auf Suko und mir lastete einfach zu viel. Bei den Templern war dieses wertvolle Stück besser aufgehoben.

Bloch hatte Licht im Flur gemacht. Es fiel auch gegen die dunkle Tür seines Arbeitszimmers. Mit der freien Hand drückte er die Klinke nach unten und stieß die Tür auf.

Ich war zwei Schritte hinter ihm, ließ ihn in das Zimmer hineingehen, folgte ihm, und als ich die Schwelle erreicht hatte, schaltete der Abbé das Licht ein.

Ich hörte seinen Schrei.

Die Flasche fiel zu Boden, kippte um, der gute Wein lief aus. Da ich nicht nach vorn, sondern mehr nach unten geschaut hatte, sah ich erst Sekunden später, was ihn so erschreckt hatte.

Es war der Knochensessel, der gegenüber der Tür stand. Er hätte leer sein müssen, aber er war nicht leer.

Jemand hatte auf dem Knochensessel Platz genommen.

Kein Mensch, sondern die Gestalt, die wir krampfhaft gesucht hatten, das silberne Skelett!

Und die Revolvermündung des knöchernen Rächers zeigte direkt auf den Abbé und mich…

ENDE des ersten Teils